Paed. Pr.
3164.

~~Paed. 351 a~~ Schmid
Paed. Pr.
3164

J. G. Buchner inv. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

IDDA VON TOGGENBURG.

Deutsche Frauen

der

christlichen Vorzeit.

Von

Christoph von Schmid,

(Verfasser der Ostereier.)

Mit einem Stahlstich.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1849.

48. 13.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die freundlichen Leserinnen und Leser.

Dieses Büchlein enthält eine kleine Auswahl von Lebensbeschreibungen deutscher Frauen und Jungfrauen, die ihre christlichen Gesinnungen durch edle Thaten bewährt haben, und die auch wegen ihrer seltenen Schicksale denkwürdig sind. Es sind Königinnen darunter, denen die christliche Religion einen höheren Glanz verlieh als die königliche Krone, und arme Dienstmägde, deren christliche Tugend sie adelte, und sie unerachtet ihres niedrigen Standes den Fürstinnen gleich stellte.

Wie es „jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, jedem Christen, dem seine heilige Religion das Beste ist, was er auf Erden hat, nicht gleichgültig seyn kann, wie unsere Voraltern, die alten Deutschen, zur Erkenntniß der christlichen Religion gekommen sind, und welches die Männer waren, die ihnen

die göttliche Lehre Jesu zuerst verkündigt haben:" so muß es auch jedem Deutschen, jedem Christen erfreulich seyn, jene Frauen kennen zu lernen, die von dem Geiste dieser Religion beseelt, ihr durch ein heiliges Leben in die Herzen der Menschen Eingang verschafft, und durch Wort und That den Segen des Christenthums immer weiter verbreitet haben.

Die Religion Jesu war gleichsam die Seele ihrer Seele. Die Hochgestellten unter ihnen leuchteten durch ihr Beispiel dem Volke vor, verwendeten all ihr Ansehen, alle ihre Reichthümer einzig zum Besten ihrer Untergebenen und wurden so für Zeit und Ewigkeit die größten Wohlthäterinnen Deutschlands; die geringsten aus ihnen, deren Loos es war, ihr Leben in Dienstbarkeit zuzubringen, waren ausgezeichnet an unverbrüchlicher Treue, an dem willigsten Gehorsam, an jeder ihrem Stande gemäßen Tugend. Sie alle, Hohe und Niedere, fanden in der Religion Jesu die größte Seligkeit ihres Lebens auf Erden, ihren besten, einzig sichern Trost in Noth und Tod. Von dieser Seligkeit, von diesem Troste, und deren Quelle, dem Glauben thätig in

Liebe, auch nur zu lesen, erquickt schon jedes christliche Herz.

Diese Frauen und Jungfrauen sind auch für uns noch Beweise von der Wahrheit der christlichen Religion. Sie bewiesen diese Wahrheit auf die schönste, unwidersprechlichste Art, die Jesus Christus selbst anempfohlen hat: sie ließen ihr Licht leuchten vor den Menschen, die ihre guten Werke sahen, und den Vater im Himmel priesen. — Deßhalb blieb auch ihr Andenken, seit Jahrhunderten hindurch bis auf unsere Zeiten im Segen. Die Kirche hat sie den Heiligen beigezählt, und noch heut zu Tage rechnen viele Frauen und Jungfrauen sichs zur Ehre, ihre Namen zu tragen.

Was nun gegenwärtige gesammelte Lebensbeschreibungen betrifft, die den ältesten urkundlichen Nachrichten entnommen und hier zusammengestellt worden, so sind derselben allerdings nur sehr wenige. Es bleibt noch ein großes, weites Feld übrig, dem zu wünschen, daß es ein jüngerer Fleiß bearbeiten möge.

Einige der vorliegenden Geschichten sind zwar schon mehrmal in einzelnen Schriften erschienen. Allein wie z. B. die heilige Jungfrau

mit dem göttlichen Kinde schon öfter in älteren Gemälden von verschiedenen Malern dargestellt worden, und man dennoch neuere Gemälde derselben noch immer gerne sieht, indem jedes etwas Eigenes hat, so mögen auch diese neubearbeiteten Geschichten noch immer ihre Leser finden, die sie nicht ohne Vergnügen und Erbauung lesen werden.

Die Bearbeitung selbst betreffend, wurden vorzüglich solche Tugenden herausgehoben, die einer jeden christlichen Frau und Jungfrau, ja einem jeden Christen eigen seyn sollen. Man erkennt den Baum an seinen Früchten; dieses ist das einfachste, untrüglichste Kennzeichen, das der Erlöser selbst festgestellt hat. Die christlichen Frauen, von denen hier die Rede ist, bewährten ihren Glauben durch ein heiliges Leben. Möchte auch unser Glaube solche Früchte bringen! Möchte der Ausspruch des Herrn, welches seine wahren Jünger seyen, auch von uns gelten: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Gott gebe es!

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Die heilige Mathilde, Gemahlin des Kaisers Heinrich I. 1

II. Die heilige Adelheid, Königin von Italien und Kaiserin von Deutschland 29

III. Die heilige Odilia (oder Ottilia), herzogliche Prinzessin und Aebtissin 52

IV. Die heilige Idda, Gräfin von Toggenburg und Kirchberg 78

V. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen 115

VI. Die heilige Nothburga, eine arme Magd 154

VII. Die heilige Magd Radegunde (oder Radegundis) 165

I n h a l t.

Seite

I. Die heilige Mathilde, Gemahlin des Kaisers Heinrich I. . . .

II. Die heilige Adelheid, Königin von Italien und Kaiserin von Deutschland 29

III. Die heilige Ottilia (oder Odilia), herzogliche Prinzessin und Aebtissin . . . 52

IV. Die heilige Irma, Gräfin von Ravensburg und Kirchberg 78

V. Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen 115

VI. Die heilige Notburga, eine arme Magd 134

VII. Die heilige Magd Radegunde (oder Radegunde) 163

I.

Die heilige Mathilde.

Gemahlin des Kaisers Heinrich I.

Mathilde wurde, als ein Kind von acht Jahren, dem Frauenkloster in Erfurt zur Erziehung anvertraut. Die Aebtissinn, eine Gräfin von Ringelheim, die nach dem Tode ihres Gemahls sich in dieses Kloster begeben hatte, war Mathildens Ahnfrau. Sie erzog ihre Enkelin in heiliger Ehrfurcht vor Gott und in treuer Liebe zu Ihm, und ließ sie in allen ihrem Stande angemessenen Kenntnissen und Arbeiten unterrichten. So wuchs Mathilde zur schönsten Blüthe des jugendlichen Alters heran, von Herzen fromm, stillen Sinnes und recht ein Bild der Unschuld und Anmuth.

Eines Abends in einer freien Stunde, da die anderen Fräulein, die in dem Stifte erzogen wurden, sich mit irgend einem Spiele ergötzten, ging sie, wie sie es gewohnt war, in die Klosterkirche, in der sich zu dieser Zeit sonst Niemand befand, setzte sich in einen Kirchenstuhl und las in den Psalmen, an denen sie von Kindheit an die größte Freude hatte.

Heinrich, der Erbprinz von Sachsen, ein sehr edler junger Mann, reiste durch Erfurt, und wollte der Aebtissin wegen ihrer allverehrten Frömmigkeit, Weisheit und Tugend, auch wegen ihrer hohen Abkunft einen Besuch abstatten. Die Kirchenthüre stand offen. Er trat hinein, besah die Kirche und erblickte Mathilde. Sie aber sah von ihrem Buche, in das sie ganz vertieft war, nicht auf. Ihre Andacht rührte ihn, und über ihre Schönheit erstaunte er.

Als er zur Aebtissin kam, fragte er sie, wer denn das überaus fromme und schöne Fräulein sey, das er in der Klosterkirche gesehen habe.

„Diese junge Gräfin, sprach die Aebtissin, heißt Mathilde, und ist eine arme Waise. Ihr Vater, mein Sohn, Graf Theoder von Ringelheim, und auch die Mutter, sind nicht lange, nachdem sie ihre geliebte Tochter mir hier in dem Kloster übergeben haben, beide gestorben. Die Grafschaft Ringelheim und die Burg, gleichen Namens, wurden, so wie ein großer Theil Westphalens, von den wilden, kriegerischen Völkern aus Norden bekanntlich verheert und zur Wüste gemacht. Mathildens zwei Brüder sind von ihrem väterlichen Erbtheile vertrieben, und ob sie je wieder zum ruhigen Besitze desselben gelangen werden, weiß der Himmel. So arm aber Mathilde an Gütern dieser Erde ist, so reich ist sie an ganz außerordentlichen Gaben des Gemüthes. Es sind in diesem Stifte schon viele adelige Töchter erzogen wor-

den, allein von allen kam ihr keine gleich. Doch mir, als ihrer Großmutter, steht es nicht zu, sie zu loben. Ganz konnte ich jedoch nicht schweigen. Was wahr ist, muß man sagen."

Prinz Heinrich wünschte Mathilde, als die Tochter eines ihm rühmlichst bekannten tapfern Grafen zu sprechen. Die Aebtissin ließ sie rufen. Sie kam — und der Prinz verwunderte sich über ihre Sittsamkeit und Bescheidenheit, den hellen Verstand, von dem ihre Reden zeigten, und dem edlen Anstand ihres ganzen Betragens nicht weniger, als über ihre Schönheit.

Als jetzt das Kirchenglöcklein zur Abendandacht rief, empfahl sich Mathilde; der Prinz aber unterredete sich noch lange mit der Aebtissin über die junge Gräfin von Ringelheim, und sagte am Ende: er sey entschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu wählen, und wolle dieses, da Mathildens Vater und Mutter nicht mehr am Leben seyen, hiemit der ehrwürdigen Großmutter eröffnen; dieses müsse aber für jetzt noch ein Geheimniß bleiben, bis er mit seinem Vater, dem Herzoge, gesprochen habe. Die Aebtissin war über diesen Entschluß hoch erfreut. „Ehen werden im Himmel geschlossen, sprach sie; dieses alles hat Gott so gefügt." Auch Heinrichs Vater, Herzog Otto, billigte die Wahl vollkommen.

Heinrich und Mathilde lebten in der glücklichsten Ehe. Denn auch Heinrich war an Verstand und

Herz Mathilden ganz ähnlich. Der alte Herzog aber gewann Mathilde so lieb, daß er sie nie anders, als liebste Tochter nannte und sehr oft sprach: „O daß doch meine selige Gemahlin diese Freude noch erlebt hätte!" Mathilde erwies ihm bis an sein Ende die kindlichste Liebe.

Nach einigen Jahren starb er, und Heinrich war nun Herzog, und Mathilde Herzogin von Sachsen.

Mathilde mischte sich nie in eigentliche Regierungsgeschäfte, dennoch war sie in vielen der wichtigsten Angelegenheiten sehr oft Heinrichs guter Engel. Sie bat den Herzog, ihren Gemahl, den Unterthanen doch nie schwerere Lasten aufzulegen, als sie tragen konnten; sie wußte seine Heftigkeit zu mäßigen; sie war die Fürbitterin für alle Arme und Bedrängte; sogar für Verbrecher verwendete sie sich, diese Unglückliche nicht strenger, als die Gerechtigkeit es erfordere, zu behandeln.

Nach drei Jahren erscholl auf einmal das Gerücht, Kaiser Konrad sey gefährlich krank und man sehe täglich seinem Tode entgegen. Viele bewarben sich um die Krone. Heinrich aber war nicht unter den Bewerbern. Er konnte nicht wohl daran denken, zur kaiserlichen Würde zu gelangen. Denn er und Kaiser Konrad waren keine Freunde gewesen. Heinrich hatte gegen Konrad, der ihm einen Theil des Herzogthumes Sachsen entziehen wollte, Krieg geführt. Die allgemeine Meinung war, Eberhard,

Kaiser Konrads Bruder, ein mächtiger Fürst, werde auf den Thron erhoben werden.

Allein Kaiser Konrad war einzig auf das Wohl Deutschlands bedacht, und schlug sich den Verdruß, den er über Heinrich gehabt hatte, aus dem Sinne, ja die Liebe zu seinem Vaterlande ging ihm über die Liebe zu seinem leiblichen Bruder. Er berief in seinen letzten Lebenstagen die vorzüglichsten Fürsten des Reiches zu sich, und schlug ihnen den Herzog Heinrich zum künftigen Kaiser vor, weil dieser allein im Stande sey, den Zepter mit Weisheit und Kraft zu führen, und weil das Reich eines solchen Mannes bedürfe. Alle Fürsten bewunderten diese That Konrads als eine der edelsten, die in der Weltgeschichte vorkommt, und selbst Eberhard, der Bruder des Kaisers, stimmte dieser Wahl so von Herzen bei, daß er der erste seyn wollte, der die Nachricht davon dem Herzoge überbringen dürfe.

Als der Kaiser gestorben war, und Eberhard auf dem herzoglichen Schlosse zu Quedlinburg ankam, befand Herzog Heinrich sich im Walde, wo er sich mit dem Vogelfange ergötzte. Mathilde wollte ihn rufen lassen. Allein Eberhard eilte mit seinem zahlreichen Gefolge unverzüglich in den Wald, begrüßte Heinrich ehrfurchtsvoll als seinen Kaiser und Herrn, und überreichte ihm die Reichsinsignien, die goldene Krone und den Zepter.

Heinrich kehrte mit Eberhard und dessen Gefolg

zurück auf die Burg. Mathilde war über den Edelmuth des verstorbenen Kaisers noch mehr erfreut, als über die hohe Ehre, die ihrem Gemahl zu Theil geworden. Sie bewirthete die Abgeordneten so herrlich, als es deren hohem Stande und wichtigem Auftrage geziemte.

Heinrichs Erwählung zum Kaiser war die glücklichste Wahl, die man nur immer hätte treffen können. Ganz Deutschland war darüber erfreut, und Heinrich übertraf alle Erwartungen. Er war einer der größten und besten Kaiser, die je das deutsche Reich beherrscht haben.

Er machte vor allem mit den mächtigsten Feinden Deutschlands, den damaligen Völkern Ungarns, einen Waffenstillstand auf neun Jahre, und verstand sich dazu, ihnen jährlich eine große Summe Geldes zu bezahlen. Hierauf besiegte er die übrigen, minder mächtigen auswärtigen Feinde mit leichter Mühe; er brachte die inneren Feinde, die einander bekriegten, plünderten und mordeten, zur Ruhe, und stellte Friede und Ordnung im Lande her; er umgab mehrere Flecken und große Dörfer mit Mauern und schuf sie so zu Städten um, deren es damals in Deutschland nur wenige gab; er besetzte sie, um sie gegen Feinde zu vertheidigen, mit wehrpflichtigen Männern vom Lande; auch Handwerker zog er durch Verleihung vieler günstiger Vorrechte dahin, um die bürgerlichen Gewerbe in Aufnahme zu bringen; er erbaute die

Vestungen Meißen und Mörseburg. Nachdem Deutschland so gut gerüstet, und der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen war, bezahlte er ihnen keine Abgabe mehr; sie wollten mit großer Macht in Deutschland eindringen, er aber schlug in einer großen Schlacht sie so vollkommen, daß sie, so lange Heinrich lebte, es nie mehr wagten, den deutschen Boden mit einem Fuße zu betreten.

Während Heinrich Krieg führte und Schlachten gewann, war Mathilde mit dem häuslichen Wohle einzelner Menschen und Familien beschäftigt. Sie nahm sich verwahrloster Kinder an, und sorgte dafür, daß sie genährt, gekleidet und unterrichtet wurden; sie ließ, auch in Städten und Flecken, wohin sie auf Reisen kam, Getreide unter die Dürftigen austheilen, und ihnen Holz für den Winter vor die Hausthüre führen; sie hörte die Bedrängten, die bei ihr Hülfe suchten, gütig an; sie befahl, auch dem Geringsten zu gestatten, seine Bitte ihr selbst vorzubringen, und half, so viel es an ihr lag, allen; für alte gebrechliche Leute erbaute sie Spitäler, und sah selbst nach, ob die Kranken wohl verpflegt würden, und bediente sie oft selbst, um den Krankenwärtern zu zeigen, wie man Kranke behandeln müsse; sogar gefangene Uebelthäter ließ sie nicht außer Acht, scheute sich nicht, manchen dunkeln, dumpfen Kerker zu betreten, und traf Anstalten, daß die Wohnungen dieser Unglücklichen doch menschlicher eingerichtet wür-

den; und da ihre Ketten der allgemeinen Sicherheit wegen nicht gelöst werden konnten, so befahl sie, daß sie von Geistlichen besucht und bekehrt, und von den Banden der Sünden befreit wurden.

Sie errichtete mehrere Kirchen und Klöster, damit von den Klostergeistlichen der Segen der christlichen Religion weit umher im Lande verbreitet, und fähige Jünglinge, die zu den Wissenschaften Lust hatten, in den Klöstern unterrichtet würden. Auch einige Frauenklöster zum Besten der weiblichen Jugend stiftete sie, unter denen das Stift zu Quedlinburg das berühmteste ist. Bei allen diesen Unternehmungen wurde sie von ihrem Gemahl reichlich unterstützt. Wie er ein wahrer Vater des Landes war, so wurde sie mit Recht die Landesmutter genannt.

So hoch Mathilde als Kaiserin gestellt war, so allgemein sie geehrt und bewundert wurde, so blieb sie dennoch so fromm und andächtig, so bescheiden und demüthig, wie sie es ehemals in dem Kloster zu Erfurt gewesen, wo sie erzogen worden. Wenn sie, was sehr oft geschah, wegen vieler Geschäfte den Tag über keinen freien Augenblick fand zu bethen und in der heiligen Schrift zu lesen und zu betrachten, so ging sie noch in der Nacht, ohne daß Jemand als ihre vertrauteste Kammerfrau, die sie begleitete, davon wußte, in die Kapelle der Burg, um da manche Stunde zu bethen und zu betrachten. An all der

Pracht und Herrlichkeit der Welt, die ihr zu Gebot stand, hatte sie keine Freude. Sie war immer sehr einfach angezogen, nur wann sie als Kaiserin vor den versammelten Fürsten des Reiches oder deren Abgesandten erscheinen mußte, war sie prachtvoll gekleidet, mit Edelsteinen und Perlen reich geschmückt und trug eine goldene Krone auf ihrem Haupt. Allein ihre Leutseligkeit, Bescheidenheit und Freundlichkeit, zierten sie mehr als Gold, Edelsteine und Perlen. Wer ihr sanftes, mildes Angesicht sah, achtete nicht mehr auf ihren Putz.

Nachdem Mathilde und Heinrich drei und zwanzig Jahre lang zum Besten Deutschlands miteinander gelebt und gemeinschaftlich gewirkt hatten, wurde Kaiser Heinrich sehr krank. Die Regierungssorgen und Kriegsbeschwerden hatten seine Kräfte erschöpft. Er befand sich eben mit der Kaiserin und zahlreichem Gefolge auf der Reise, und konnte nicht mehr weiter gebracht werden als in ein Kloster an der Straße, bei Memleben nicht weit von Wendelstein. Mathilde war ihm bei Tag und Nacht die liebevollste und besorgteste Krankenwärterin. Er brachte seine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten in Ordnung, und besprach und berieth sich dann in einer langen, geheimen Unterredung mit Mathilden, über Alles, was sie nach seinem Tode zu thun habe.

Hierauf ließ er die Fürsten und Großen des Reiches, die herbei geeilt waren, ihren Kaiser und Herrn

noch einmal zu sehen, herein kommen und sprach in Gegenwart aller zu Mathilden, die heiße Thränen vergießend an seinem Sterbebette stand: „O meine innigstgeliebte Gemahlin, die du mir treu bist, bis in den Tod! Ich danke dem Allerhöchsten, daß du mich überlebest und mir die Augen zudrücken wirst — denn dich sterben zu sehen, wäre mir zu schmerzlich! Kein Mann in meinem ganzen Reiche hat in einer glücklichern Ehe gelebt, als ich mit dir; ein besseres, liebevolleres und treueres Weib, als du bist, gibt es auf Erden nicht! Ich danke dir, liebste Mathilde, so sehr ich danken kann, daß du oft meine Heftigkeit besänftiget, und bei vielen meiner Unternehmungen mir immer den besten Rath gegeben hast. Du hast mich auf manches Gute, das sonst vielleicht unterblieben wäre, aufmerksam gemacht; du hast, wann ich in Gefahr war, eine Ungerechtigkeit zu begehen, mir vorgestellt, was recht und billig war; du hast mich durch Bitten und Thränen oft bewegt, den Bedrängten, die sonst keine Empfehlung hatten, Barmherzigkeit zu erweisen. Für alles dieses danke ich dir am allermeisten. Und nun empfehle ich dich, unsere Kinder und mein Reich dem allmächtigen Gott! Du aber bethe für meine arme Seele, die jetzt diesen sterblichen Leib und dieses irdische Leben verlassen muß!“

Mathilde dankte ihrem sterbenden Gemahl auch für alle ihr erwiesene Liebe. Weinen und Schluchzen

hinderten sie aber, andere als nur abgebrochene Worte vorzubringen. Der Kaiser wollte jetzt, da er sich sehr angestrengt hatte, ein wenig ruhen. Mathilde ging in die Klosterkirche, um den Kaiser, sich, ihre Kinder, und Alles, was ihr jetzt bevorstehen werde, Gott anzuempfehlen. Da hörte sie auf einmal lautes Jammern und Wehklagen. Sie wußte, was das bedeute. Der Kaiser war, unerwarteter, als man dachte, verschieden. Sie machte sich auf, eilte an sein Sterbebett, warf sich auf die Knie, und flehte mit heißen Thränen zu Gott und unserm göttlichen Erlöser um Gnade und Erbarmen für die abgeschiedene Seele ihres Gemahls.

So tief betrübt Mathilde über den Hintritt ihres geliebten Gemahls war, so war sie doch nicht übermäßig traurig, sondern wußte sich zu fassen. „Was Gott thut, ist allzeit gut, sprach sie, ja es ist das Beste, was geschehen könnte, obwohl es uns anders vorkommt. Es war nun einmal Gottes Wille so, daß Heinrich starb. Gott wollte es so! Das sey uns genug, das allein kann uns beruhigen. Wir beten ja täglich: Dein Wille geschehe! So geschehe er denn!“

Sie stand auf, trocknete ihre Thränen, und fragte, ob unter den Priestern, die zugegen waren, einer sey, der das heilige Meßopfer noch nicht entrichtet habe. Adalday trat hervor. Sie winkte mit der Hand; er verstand sie, ging in die Kirche und be-

trat im schwarzen Meßgewande den Altar. Mathilde, ihre Kinder, und alle am Hofe, wohnten der heiligen Handlung in stiller Trauer und mit inniger Andacht bei. Nach der Messe nahm Mathilde, da sie eben nichts Anderes bei Handen hatte, eine goldene Spange von ihrem Arm ab, und gab sie dem Priester zum Andenken, daß er die erste Trauermesse für den verstorbenen Kaiser gelesen habe, und zur Erinnerung, daß er täglich für den Abgeschiedenen und dessen Wittwe und Kinder bethen wolle.

Der Leichnam des Kaisers wurde nach altem Brauch auf das Paradebett gelegt, aber durchaus nicht in kaiserliche Pracht gekleidet, sondern nur mit weißen Leinentüchern umwickelt — weil der Kaiser selbst es vor seinem Tode so befohlen hatte; das erblaßte Angesicht des Kaisers war nicht verhüllt; seitwärts auf einem purpurnen Kissen lagen die goldene Krone und der Zepter. Die Wände des großen Saales waren mit schwarzen Tüchern bedeckt.

Mathilde trat in tiefe Trauer gehüllt, mit ihren drei Söhnen und zwei Töchtern, die auch alle schwarz gekleidet waren, herein, um die Leiche, bevor sie in den Sarg gelegt wurde, noch einmal zu sehen.

„O meine liebsten Kinder, sprach die Mutter, und deutete auf den Leichnam des Vaters, seht da, was der Mensch ist! Euer Vater war ein großer Kaiser, der mächtigste Fürst auf Erden; allein Gott hat ihn von der Welt abgefordert; alle seine streit-

baren Kriegsheere hätten den Tod nicht von ihm abwehren können; keine menschliche Macht konnte den Augenblick, in dem die Seele von dem Leibe getrennt wurde, weiter hinausschieben. Krone und Zepter und alle Herrlichkeit der Welt, blieben zurück, sogar seine entseelte Hülle muß noch Staub und Asche werden. Seine Seele aber, er selbst, mußte vor Gott erscheinen, um Rechenschaft zu geben von seiner Verwaltung. O, wohl ihm, daß er unausgesetzt, bei Tag und bei Nacht, bemüht war, und keine Beschwerden scheute, Gottes Willen zu erfüllen und das Wohl der Menschen zu befördern. Wir müssen aber alle sterben und dereinst vor Gottes Thron von all unserm Thun und Lassen Rechenschaft ablegen."

„O, so erkennt es doch, meine lieben Kinder, denket immer daran und vergeßt nie: Gott ist der höchste Herr Himmels und der Erde, der König über alle Könige, der höchste Herr über Leben und Tod. Er hat die Todesstunde eines jeden Menschen festgesetzt und wird jedem nach seinen Werken vergelten. Unter seiner Gewalt stehen alle. Reich oder arm, Fürst oder Bettler — das macht vor Gott keinen Unterschied; vor Ihm gilt nur gut oder bös. Er wird mit einem Jedem verfahren, wie er's verdient hat. Fürchtet daher Gott, ehret und liebet Ihn von ganzem Herzen und über Alles, und haltet seine Gebote; dieß sey euch die erste Angelegenheit, darnach trachtet und nicht nach irdischer Hochheit, und

nicht nach der eiteln vergänglichen Pracht und Herrlichkeit der Welt! Die Welt mit ihrer Lust vergeht, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit. Ewige Seligkeit wird ihm zu Theil werden!"

Die Leiche wurde nach Quedlinburg abgeführt, um sie dem Willen des Verstorbenen gemäß, dort in der Stiftskirche zu begraben. Die Kaiserin, die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, Bischöfe und Fürsten, hohe und niedere Staatsdiener, lange Züge bewaffneter Krieger und eine unzählige Menge Volks begleitete die Leiche. Die Trauer war unbeschreiblich groß. Denn Heinrich wurde als leutseliger, redlicher, unermüdet thätiger Fürst, der für Deutschland unermeßlich viel gethan hatte, allgemein geliebt und geehrt, und sein Andenken blieb im Segen.

Der Tod des Kaisers hatte unerwartete, sehr traurige Folgen für die Kaiserin Mathilde. Die beiden Prinzen, Otto und Heinrich, hatten schon als der Kaiser noch lebte, gleich begierig nach der Krone gestrebt. Otto machte als Erstgeborner den ersten Anspruch darauf; Heinrich behauptete und sprach: „Mir gebührt die Krone! Denn Otto wurde damals, als der Vater nur noch Herzog war, geboren, und ist also nur ein herzoglicher Prinz; ich aber bin erst dann, als der Vater bereits Kaiser war, zur Welt gekommen, und bin also ein kaiserlicher Prinz. Der Prinz eines Kaisers aber hat vor dem Prinzen eines Herzogs billig den Vorrang." Der verstorbene

Kaiser hatte sich, noch zur Zeit seines Lebens, fur Otto ausgesprochen und die Wahlfürsten bewogen, den Otto zum Kaiser zu wählen; die Mutter liebte den sanfteren, milder gesinnten Heinrich mehr, als seinen Bruder Otto, und hatte, wiewohl vergebens, sich bemüht ihn auf den Thron zu bringen. Otto wurde zu Erfurt zum Kaiser gewählt, und zu Achen feierlich gekrönt.

Nachdem Otto Kaiser geworden, erlosch in seinem Herzen jene Ehrerbietung und Liebe, die er früherhin für seine Mutter gehabt hatte; er konnte es ihr nicht verzeihen und vergessen, daß sie ihren Liebling Heinrich auf den Thron zu erheben versucht hatte. Einige hohe Staatsbeamten bemerkten bald, welche Veränderung in dem Gemüthe des Kaisers vorgegangen sey. Sie suchten den Kaiser noch mehr gegen seine Mutter einzunehmen. Denn sie hatte sich durch lange Erfahrung viele Einsicht in Staatsgeschäfte und überhaupt eine große Menschenkenntniß erworben; sie hatte, als ihr Gemahl noch lebte, manchen bedenklichen Anschlag dieser Herren vereitelt.

Diese übelgesinnten, eigennützigen Männer klagten sie bei dem Kaiser an, sie habe für Erbauung von Kirchen, Klöstern und Spitälern große Summen Geldes verschwendet und der Staatskasse unermeßlichen Schaden zugefügt; es wäre daher nicht mehr als billig, ihr, die durch die Gnade des hochseligen Kaisers ohnehin reich genug sey, das von ihrem

übergütigen Gemahl allzureichlich ausgeworfene Wittwengehalt, zu einiger Entschädigung der Kasse, einzuziehen. Mathilde konnte sich ausweisen, daß sie die Summen, die auf diese Anstalten verwendet worden, aus der Hand ihres Gemahls erhalten, und ihm über die richtige Verwendung schriftliche Rechnung abgelegt hatte. Allein alles dieses blieb unbeachtet. Kaiser Otto befahl, ihren Wittwengehalt ihr nicht mehr auszuzahlen; ja Otto sagte ihr unverholen, er wünsche, daß sie, wie auch ihre Großmutter gethan habe, in ein Kloster gehe und eine Nonne werde.

Mathilde sah, daß sie ihrem Sohne, dem Kaiser, und dem Reiche wenig oder gar nichts mehr nützen könne, verließ den Hof, und begab sich nach Ringelheim in Westphalen. Graf Siegfried, ihr Bruder, der nach den verheerenden Kriegszügen wilder Völker aus Norden wieder zum ruhigen Besitze seiner Grafschaft gekommen war, nahm sie mit großer Freude und offenen Armen liebevoll auf. „O wie freue ich mich, sprach er, nach so vielen Jahren, seit dem wir uns das letzte Mal sahen, dich wieder zu sehen! Und wie gut du aussiehst! Wahrhaftig, man sollte dich nicht für eine Wittwe halten, sondern vielmehr für eine Braut! — Aber erzähle doch, wie kommt's, daß du die Reise hieher, nicht mit zahlreichem Gefolge, wie es einer Kaiserin gebührt, sondern nur von einer einzigen Dienerin begleitet, gemacht hast? Die

geringste Edelfrau würde ja nicht so wie du ohne allen Prunk, nicht so einfach gekleidet — und nicht so ärmlich reisen."

Mathilde erzählte, wie es ihr seit dem Tode ihres Gemahls ergangen. Sie brachte Alles so ruhig vor, so ohne die geringste Spur von beleidigtem Stolz, von Zorn und Unwillen über die unwürdige Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt hatte, daß ihr Bruder ausrief: „O liebste Schwester, wie von Herzen demüthig und sanftmüthig bist du! Du, edle, reine Seele hast nicht nur von jeher mäßig in Speis und Trank, und unschuldig und keusch gelebt, du hast auch Stolz und Zorn, die jedem Menschen ankleben, vollkommen besiegt, und dich davon befreit. Nun wundere ich mich nicht mehr über dein jugendliches blühendes Aussehen. In der That, ein reines Leben, Demuth und Sanftmuth, sind die besten Mittel, Jugend und Schönheit recht lange zu bewahren."

Kaiser Otto war, seit er seine Mutter verstoßen hatte, in allen seinen Unternehmungen unglücklich. Die benachbarten wilden Völker, die sein Vater besiegt hatte, erhoben sich nach dessen Tode wieder und brachen in das Land ein. Aber auch im Kriege hatte er, so tapfer er war, kein Glück mehr. Als er nun eines Abends, wieder von einem verunglückten Feldzuge zurückgekommen, sehr traurig und mißmuthig in seinem Zimmer saß, trat ganz unerwartet

sein jüngster Bruder Bruno, der Erzbischof von Köln herein, begrüßte ihn freundlich und sprach dann: „Warum so traurig, mein lieber Bruder?“

„Ach, sagte Otto, warum sollte ich nicht traurig seyn? Du weißt ja wohl, wie es mir geht! Meine Unterthanen haben keine Liebe, kein Zutrauen mehr zu mir; meine Feinde werden mich noch ganz überwältigen. Bei Allem, was ich in meinem Reiche unternehme, ist kein Segen, und auch im Kriege verläßt mich das Glück!“

Bruno sprach: „Woher soll Glück und Segen kommen, wenn man die Aeltern nicht ehrt! Du hast an unsrer geliebten Mutter höchst undankbar, ja grausam gehandelt! O denke zurück in die Tage unsrer Kindheit! O wie war sie gegen uns so liebreich, so freundlich, so zärtlich, wie war sie nur darauf bedacht uns Freude zu machen, wie besorgt war sie für uns, wenn wir krank waren und wie manche Nacht hat sie an unserm Bette schlaflos zugebracht! Mit welcher innigen Herzlichkeit sprach sie mit uns von Gott und seinem lieben Sohne! Mit welcher freudigen Beredsamkeit ermahnte sie uns zu allem Guten, wie herzergreifend und nachdrücklich warnte sie uns vor Sünde und allem Bösen! Sie war uns die beste Mutter. Auch unser seliger Vater hat dieses wohl erkannt. Er ehrte und liebte Niemand in der Welt so wie sie. Er betheuerte, daß sie sogar in Angelegenheiten des Reiches ihm

gar oft den besten und heilsamsten Rath zu geben wußte. Sie war eine wahre Mutter des Landes und das ganze Land ehrt und liebt sie, nicht nur als eine fromme, tugendhafte, höchst menschenfreundliche und wohlthätige Frau, sondern als eine Heilige. Und wie hast nun du, lieber Bruder, ihr dieses Alles vergolten!"

Während Bruno dieses, und noch vieles Aehnliche sagte, war Editha, Ottos Gemahlin herein gekommen, dem Erzbischofe, ihrem Schwager, ihre Ehrerbietigkeit zu bezeigen. Er grüßte sie freundlich, ließ sich aber in seinen Ermahnungen nicht unterbrechen. Sie stimmte in Allem ihm bei. Auch sie hatte ihrem Gemahl öfter zum besseren Betragen gegen die geliebte Mutter gerathen, hatte sich aber nicht getraut, es ihm so nachdrücklich zu sagen, wie der Erzbischof. Jetzt sprach sie: „O mein liebster Gemahl! Ich bitte dich mit aufgehobenen Händen, laß unsere verehrenswürdige Mutter auf die ehrenvollste Art wieder zurückrufen!"

Otto sprach: „Ja, morgen mit Anbruch des Tages, werde ich die edelsten und würdigsten Männer, die ich an meinem Hofe habe, an sie abordnen, und sie bitten lassen, wieder zu mir zurückzukommen." Es geschah. Er ritt ihr entgegen, und als er ihren Reisewagen sah, sprang er vom Pferde, und auch sie stieg aus dem Wagen. Er eilte auf sie zu, fiel vor ihr auf die Knie, und sprach: „O meine liebste

Mutter! ich bitte dich um deinen mütterlichen Segen — und um Verzeihung." Sie hob ihn auf, und schloß ihn, reichliche Thränen vergießend, in ihre Arme. Er setzte sich zu ihr in den Wagen, und beide gossen einander in den liebevollsten Gesprächen ihr Herz aus.

Mathilde war damals, als sie von ihrem Sohne verstoßen worden, in stiller, dunkler Nacht, um kein Aufsehen zu erregen, abgereist; bei ihrer Zurückkehr aber wurde sie von großen Schaaren sich herbeidrängenden Volkes mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt.

Kaiser Otto fühlte sich nach Aussöhnung mit seiner Mutter wie in ein neues Leben versetzt. Wann er von nun an sich öffentlich zeigte, sah er überall nur freundliche, fröhliche Gesichter. Er fragte bei seinen Unternehmungen seine weise, einsichtsvolle Mutter um Rath, und ihr Rath bewährte sich in seinen Folgen immer als den besten. Anstatt daß Otto, wie während der Entfernung seiner Mutter, karg und engherzig gegen Dürftige war, war er nun großmüthig und freigebig, und bemerkte mit Verwunderung, daß seine Einkünfte ihm immer reichlicheren Ueberfluß gewährten. „Du siehst da, sprach Mathilde zu ihm, wie wahr das Wort des Herrn ist: „Gebt, so wird euch gegeben." Alle Angelegenheiten des Landes gewannen eine bessere Gestalt; auch gegen die feindlichen Völker, die ihn bekriegten, war er siegreich.

Mathildes zweiter Sohn, der sonst sehr sanfte, freundliche Prinz Heinrich, war seit Ottos Erhebung auf den Kaiserthron immer höchst aufgebracht, und gegen seinen Bruder Otto so feindselig gesinnt, daß er sich sogar mit Otto's Feinden verbunden, und Krieg gegen diesen seinen Bruder geführt hatte. Mathilde hatte ihn früherhin nachdrücklich ermahnt, es als eine göttliche Fügung anzusehen, daß Otto Kaiser geworden, ja sie bat ihn mit aller mütterlichen Zärtlichkeit, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Allein dem Prinzen Heinrich mißfielen diese Reden; es verdroß ihn, daß die Mutter, wie er sagte, es mit seinem Feinde Otto halte, der ihm so viel Böses zugefügt habe. Heinrich's Herz wandte sich ganz von ihr ab; er wollte sie von dieser Unterredung an, gar nicht mehr sehen und sprechen. Eine schwere Krankheit, mit der Gott ihn heimsuchte, brachte ihn auf bessere Gesinnungen. Er kam zu seiner Mutter, bat sie um Verzeihung, und ersuchte sie, ihn mit dem Bruder auszusöhnen. Sie that es; beide feindliche Brüder vergossen, innigst gerührt, reuige Thränen und wurden Freunde. Kaiser Otto ernannte seinen Bruder Heinrich zum Herzoge in Bayern. Mutter und Söhne und Brüder lebten von nun an in seligster Eintracht und Liebe.

Als Mathilde in das siebenzigste Jahr des Lebens eingetreten war, fühlte sie ihre Kräfte abnehmen; sie erkannte im Geiste, sie werde nicht mehr

lange leben. Sie beschloß den Hof zu verlassen, sich in das Stift Quedlinburg zu begeben, und ihre letzten Tage ganz allein Gott zu widmen. „Dort, sagte sie, will ich sterben, und neben meinem Gemahl begraben werden.“

Sie besaß, bei aller ihrer Freigebigkeit, einen großen Reichthum von Gold, Edelsteinen und Perlen, von goldenen und silbernen Gefäßen aller Art. Sie wollte sich von allem Irdischen losmachen. Sie übergab Alles den Bischöfen, mit der Bitte, es zu Geld zu machen, und es zum Besten der Armen unter die Pfarrer zu vertheilen. „Die bedürftigsten Armen, sagte sie, sollen sogleich davon unterstützt werden, die größeren Summen aber sollen zum Besten der Armen auf Zinse angelegt werden.“ So wollte sie auch nach ihrem Tode noch eine Wohlthäterin der Armen seyn.

Als Mathilde, einzig von ihrer getreuen Dienerin Richburga begleitet, in Quedlinburg ankam, wurde sie von der Aebtissin und allen Klosterfrauen an der Pforte des Klosters mit großer Freude, mit Ehrfurcht und Liebe begrüßt. Allein bald wurde sie sehr krank. Die Aebtissin war ihre Enkelin, eine Tochter Otto's, und mit ihr gleichen Namens und gleichen Sinnes; Kaiser Otto hatte, seine Mutter zu ehren, dieser seiner Tochter den Namen Mathilde geben lassen. Aebtissin Mathilde empfand gegen ihre Großmutter eine solche kindliche Liebe, wie diese in

dem Kloster Erfurt gegen ihre Großmutter gehabt hatte. Sie bediente sie mit der zärtlichsten Sorgfalt, reichte ihr Arzneien und Speisen, und las ihr vor aus den Psalmen, und aus den heiligen Evangelien. „Diese, sagte die Kranke, sind mir die heilsamsten Arzneien und die kräftigste Nahrung.“

Die Aebtissin schrieb ihrem Bruder Wilhelm, dem Erzbischofe zu Mainz, daß die Großmutter gefährlich krank sey und schickte ihm den Brief durch einen reitenden Boten. Der Erzbischof kam unverzüglich. Kaiserin Mathilde hatte bereits dem Beichtvater des Klosters gebeichtet, und bat den Erzbischof, er solle ihr, zur Wegzehrung auf die große Reise in die Ewigkeit, das Brod des Lebens reichen, und ihr, zur Stärkung für den letzten Todeskampf, die heilige Oelung ertheilen. Er that es mit innigster Andacht. Mathildens Angesicht aber hatte, indem sie ihre Blicke auf die heilige Hostie richtete, etwas Himmlisches. Die Aebtissin und alle Klosterfrauen knieten rings um das Sterbebett, mit erhobenen Händen stille bethend, und zerflossen in Thränen. Die glühende Andacht des frommen Bischofes und der heiligen Kaiserin durchdrang aller Herzen und erhob sie zum Himmel. Noch besonders rührend war es für alle, die zugegen waren, daß der Enkel seiner Großmutter, die ihn, als er noch ein Kind war, oft auf den Armen getragen hatte, die heiligen Sterbsakramente reichte; auch darüber weinten sie.

Der Erzbischof verweilte drei Tage bei ihr. Da aber für die geliebte Kranke noch keine nahe Todesgefahr zu bemerken war, so entschloß er sich, eine Reise zu machen, um seinem Versprechen gemäß an dem dazu bestimmten Tage eine Kirche einzuweihen, dann aber sogleich wieder zurück zu kommen. Mathilde wollte ihn nicht unbeschenkt entlassen; sie hätte ihm gern irgend einen kleinen Beweis ihrer Dankbarkeit gegeben. Sie sprach darüber mit ihrer vertrauten Dienerin Richburga. Allein diese sagte, die Kaiserin Mathilde habe alles, was sie mit hieher gebracht, ihre Andachtsbücher und einige in Gold gefaßte Reliquien, unter die Frauen im Kloster vertheilt, damit jede ein Andenken an sie haben möge; es sey nichts mehr übrig, als die feine Leinwand, die sie zu ihrem Begräbnisse aufbewahrt habe.

„Bringe sie mir," sprach Mathilde. „Denn, setzte sie mit einem prophetischen Blicke in die Zukunft bei, er wird sie noch vor mir nöthig haben." Er nahm sie mit Dank an, und erbot sich, er wolle seinen Kaplan, einen überaus frommen Geistlichen, bei ihr bleiben lassen. Allein Mathilde sprach: „Nimm ihn mit dir, lieber Wilhelm! Du wirst seiner mehr bedürfen, als ich. — Und so ziehe denn hin, wohin Gott dich rufen wird, und der Friede Gottes sey mit dir!"

Der Erzbischof Wilhelm war gesund und wohl abgereist, erkrankte aber auf der Reise, und ganz

unerwartet kam ein Bote mit der Nachricht in Quedlinburg an, der Erzbischof sey gestorben. Die Aebtissin befahl, diesen Trauerfall vor ihrer Ahnfrau zu verheimlichen; Niemand solle der Kranken etwas davon merken lassen, denn diese betrübende Nachricht würde den Zustand der Kranken verschlimmern, und könnte ihr den augenblicklichen Tod bringen.

Allein Kaiserin Mathilde sprach zur Aebtissin und zu Richburga: „Warum getraut ihr euch nicht, die erhaltene Botschaft mir zu eröffnen? Ich weiß es, der Erzbischof Wilhelm ist todt. Laßt also nur immerhin die Glocken läuten, und die Armen zusammen rufen, damit sie das gebräuchliche Almosen empfangen, und für die Seele des Verstorbenen bethen."

Zu Anfang der Fasten fühlte Mathilde, daß ihr Ende nahe sey. Sie war darüber erfreut, denn ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem Himmel! „O welche Seligkeit ist es, sprach sie, zu Gott zu kommen, und unsern göttlichen Erlöser, den wir lieben, ohne Ihn je gesehen zu haben, von Angesicht kennen zu lernen!" Alle Klosterfrauen wünschten, vor Mathildens Hinscheiden sie noch auf einige Augenblicke zu sprechen und ihr Lebewohl zu sagen. Sie ließ nach und nach alle, jede einzeln, vor sich kommen, und wußte jeder ein Wort zu sagen, das ihr zum Troste gereichte und ihr zum Heile der Seele diente. Sie verlangte hierauf, alle Klosterfrauen sollen sich um ihr Sterbebett versammeln, und ermahnte Alle:

„O meine liebsten Töchter! Liebet Gott von ganzem Herzen und über Alles, haltet euch an Jesus Christus, lebt mit einander in Frieden und Eintracht, hütet euch vor jeder auch der geringsten Sünde, weichet keinen Fingerbreit, weder zur Rechten noch zur Linken, von Gottes Wegen ab; dann werden wir, wie ich getrost hoffe, uns alle im Himmel wiedersehen!"

Sie entließ Alle, und wollte, Niemand sollte um sie bleiben, als ihre Enkelin, die Aebtissin, Richburga, ihre Freundin, und der Beichtvater des Klosters, ein ehrwürdiger Greis.

Zu Richburga, die heftig weinte und schluchzte, eine solche Freundin, eine solche liebevolle Mutter zu verlieren, sprach sie: „Sey getrost! Vertrau auf Gott und thue recht. Dann ist Gott dein Vater, und wird dich nicht verlassen." Richburga wurde in der Folge noch Aebtissin des Klosters Nordhausen, das Mathilde gestiftet hatte.

Mathilde ermahnte ihre Enkelin die Aebtissin zu Quedlinburg, alle Pflichten ihres Berufes getreu zu erfüllen, redete mit ihr darüber sehr ausführlich und gab ihr viele bedeutende Winke und Vorschriften.

„Noch Eines, sagte sie, fällt mir ein. „Meine Söhne, Otto und Heinrich, werden anordnen, daß man meinen entseelten Leichnam mit prachtvollen kaiserlichen Kleidern, das Haupt mit einer goldenen Krone, und die Hände mit Ringen voll kostbarer

Edelsteine ziere. Allein wozu diese Verschwendung! Dem todten Leichnam nützt sie nichts; dieser Aufwand kann besser zum Besten der lebenden Armen verwendet werden. Sag ihnen, das sey mein ernstlicher letzter Wille. Ich will, mein Leichnam soll mit einem rauhen, härenen Bußkleide angethan und mein Haupt mit Asche bestreut werden, wie es einer so großen Sünderin, wie ich bin, gebührt!"

„Aber, sagte Richburga nachher in Geheim zur Aebtissin, wie kann doch Mathilde, die in ihrem Leben nur Gutes und nichts Böses gethan hat, sich eine große Sünderin nennen?"

„O meine liebste Richburga, sprach die Aebtissin, wer sich auch keiner großen Vergehen schuldig weiß, aber sein vergangenes Leben genau überdenkt und sein Gewissen gründlich erforscht, o wie viele eitle Gedanken, unnütze Worte, wie viele und große Versäumnisse werden ihm da zu Sinne kommen! Ach, es ist ja kein Tag, den wir ohne alle Fehler, ohne Alles, was Gott mißfällig seyn kann, immer in Liebe mit Ihm vereinigt, zugebracht haben. Ach, wir Menschen alle sind Sünder, wir können nicht anders, als durch Gottes Barmherzigkeit, und im Vertrauen auf den Versöhnungstod unsers Erlösers selig werden."

Die letzten Augenblicke Mathildens kamen heran. Alle im Kloster versammelten sich, mit gefaltenen Händen und in ehrerbietiger Stille um ihr Sterbebett. Mathilde lag da, die zusammen gelegten Hände über

der Brust erhoben, und ihre Blicke zum Himmel gerichtet; ihr Angesicht war heiter und fröhlich und wie verklärt. Sie bezeichnete sich noch mit dem Zeichen des Kreuzes, und entschlief, leise athmend, ohne Zeichen von Schmerz, sanft und selig, den 14. März im Jahre 968, und wurde neben ihrem Gemahl, dem Kaiser Heinrich, begraben. In ganz Deutschland wurde sie von allen Bewohnern, unaufgefordert als eine Heilige verehrt.

II.

Die heilige Adelheid.

Königin von Italien und Kaiserin von Deutschland.

Adelheid war eine königliche Prinzessin aus Burgund. Ihr Vater, König Rudolph starb, als sie kaum das sechste Jahr ihres Lebens zurückgelegt hatte; ihre Mutter, Königin Bertha, Tochter des Herzogs Konrad von Schwaben und eine Frau von ausgezeichneter Frömmigkeit und Tugend, gab ihr eine vortreffliche Erziehung.

Prinzessin Adelheid wurde, erst sechszehn Jahre alt, mit dem Könige Lothar von Italien vermählt.

Die junge Königin war von Gott mit großen Geistesanlagen ausgestattet, die durch die sorgfältigste Erziehung und ihr eigenes Bestreben ausgebildet worden; sie wurde in Folge der Zeit für die geistreichste und beste Frau ihres hohen Standes gehalten; sie hatte alle Eigenschaften, die eine Fürstin vor Gott und Menschen angenehm machen können. König Lothar, aus den Jünglingsjahren noch kaum in das Mannesalter eingetreten, war von der edelsten Gemüthsart, gerecht und wohlwollend gegen alle Menschen und von dem liebenswürdigsten, durchaus un-

tadelichen Betragen; ganz Italien setzte auf ihn große Hoffnungen. Beide, Lothar und Adelheid, von Glanz und Ueberfluß umgeben, von ihren Unterthanen geehrt und geliebt, lebten voll Dank gegen Gott in der seligsten Eintracht. Ihre Seligkeit ward noch überdieß erhöht, da Gott ihre Ehe mit einer Tochter segnete, der sie in der heiligen Taufe den Namen Emma ertheilen ließen, und deren Geburt sie mit reichlichen Gaben an alle Dürftige würdig feierten. Beide fühlten sich so glückselig als ein Mensch es sich auf Erden nur immer wünschen kann.

Allein nach drei Jahren der glücklichsten Ehe, wurde König Lothar plötzlich krank, und nach wenig Stunden gab er unter den furchtbarsten Schmerzen den Geist auf. Adelheids Jammer läßt sich nicht beschreiben! Berengar aber, Herzog von Ivrea, ein herrschsüchtiger, grausamer Mann, der schon lange nach der königlichen Würde getrachtet und mit einigen Großen des Reiches eine Verschwörung gemacht hatte, warf sich sogleich nach Lothars Tod zum Könige auf, und ließ sich zu Mailand, der Hauptstadt des Reiches, feierlich krönen.

Um die Krone sich und auch seinem Sohne Adelbert desto gewisser zu sichern, begab er sich nach Pavia, dem Wittwensitz der Königin Adelheid, und trug ihr mit der freundlichsten Beredsamkeit und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Hand seines, wie er sagte, vortrefflichen Sohnes an — als das größte

Glück für sie, indem sie so wieder auf den Thron Italiens erhoben werde. Königin Adelheid entsetzte sich über diesen Antrag, denn es war nicht nur ganz gewiß, daß König Lothar vergiftet worden, sondern es ruhte ein schwerer Verdacht auf Berengar und seinem Sohne, daß sie dem Könige heimlich das Gift haben beibringen lassen.

Da Berengar sah, daß all sein Zureden, Adelheids Jawort zu erhalten, vergebens sey, wurde er so wüthend von Zorn, daß er die Königin an den Haaren raufte und mit Fäusten schlug. Er betheuerte, die Stadt Pavia und alle die schönen Landgüter, die Lothars Vater ihr zum Brautgeschenk gegeben hatte, werde er einziehen. Er beraubte sie all ihres Schmuckes und ihrer königlichen Kleider. Er ließ sie gefangen nach dem alten Schlosse Garda am Gardasee abführen. Nur eine einzige Dienerin gestattete er ihr, eine adelige Kammerfrau, die aus treuer Liebe zu ihrer Königin sich mit ihr in das Gefängniß einsperren ließ. Berengar ließ beide ganz gemein und nicht viel besser als Mägde kleiden; er ließ ihnen nur geringe, magere Kost reichen. Durch diese harte Behandlung hoffte er die Königin zu bewegen, zu der vorgeschlagenen Heirath „Ja" zu sagen.

Die Königin, von einem Throne in einen Kerker verstoßen, befand sich nun in einer äußerst traurigen Lage! Anstatt des herrlich blauen Himmels von Italien erblickte sie nur ein düsteres, dunkles

Gewölbe über sich; anstatt der Wäldchen von Zitronen- und Pomeranzenbäumen mit silberhellen Blüthen und goldenen Früchten, sah sie sich nur von altergrauen Mauern umgeben. Als eine arme Gefangene mußte sie Alles entbehren, was zur Zierde und Bequemlichkeit des Lebens dient. Kein Mensch durfte zu ihr. Das Allerschmerzlichste aber war für sie, daß ihr geliebtes Kind, die kleine Emma, ihr entrissen worden, und daß sie nicht inne werden konnte, wohin man es gebracht hatte.

Adelheid machte nun sehr ernste Betrachtungen über die Wandelbarkeit und Hinfälligkeit aller menschlichen Größe, über die Eitelkeit aller irdischen Güter. Sie erhob, da sie von Kindheit an herzlich fromm war, ihr Gemüth zu Gott; sie sehnte sich nach Gütern, die uns keine Gewaltthätigkeit und Bosheit der Menschen rauben kann. Oft sprach sie: „Großer, allmächtiger Gott, ich bethe dich an, in tiefester Demuth und mit inniger Dankbarkeit! Du schlägst mich, um mich zu heilen — von meinen vielen Fehlern, besonders von meiner Eigenliebe und eiteln Einbildung.“ Sie bethete ohne Unterlaß, setzte ihr ganzes Vertrauen auf Gott und legte ihr Schicksal in seine Hand. Sie achtete alles Irdische für nichts; sie wurde sehr demüthig, und verzieh sogar ihrem Todfeinde, dem grausamen Herzoge Berengar. So ward ihr Unglück der Grund ihrer künftigen Heiligkeit.

Nachdem die Königin mehrere Monate lang in dem Gefängnisse zugebracht hatte, fühlte sie sich krank, und verlangte nach einem Geistlichen. Sie ließ Berengar durch den Kerkermeister bitten, daß ihr ehemaliger Hofkaplan, ein ehrwürdiger Klostergeistlicher, Namens Martin, sie besuchen dürfe. Das war dem Berengar sehr angenehm. „Laß mir den alten Mönch kommen," befahl er einem Kammerherrn, und als Martin erschien, sprach er zu ihm: „Mich freuts, daß Adelheid ein so großes Zutrauen zu dir hat. Du bist ein kluger Mann. Wenn es dir gelingt, das eigensinnige Weib zur Vernunft zu bringen, daß sie in die ihr vortheilhafte Heirath einwillige, so soll deinem grauen Kopfe noch eine bischöfliche Infel aufgesetzt, und anstatt deines Pilgerstabes von Haselstauden soll der mit Gold gezierte Krummstab dir in die Hand gegeben werden." Martin sagte: „Ich werde getreulich meine Pflicht thun."

Adelheid hatte eine große Freude, als Martin zu ihr in das Gefängniß trat. Sie entdeckte ihm vor allem den Zustand ihres Gewissens, und er beruhigte sie. Hierauf sprach er: „Meine Königin, geliebteste Tochter! Berengar macht sich einer schweren Sünde schuldig, daß er Euch zu einer Heirath zwingen will. Denn nicht nur solche Gewaltthätigkeiten, sondern auch jeder feinere Zwang, jede List, alle zudringliche Beredungskünste zu einer ehelichen Verbindung sind höchst strafbar. Aeltern, die ihre Kinder zu einer

Heirath nöthigen wollen, schließt die Kirche von der heiligen Kommunion aus. Noch am Traualtare muß der Priester Diejenigen, die er trauen soll, fragen, ob es ihr freier und ungezwungener Wille sey, sich zu ehelichen. Berengar ist also ganz im Unrecht, und begeht ein Verbrechen gegen Gott und die Kirche. Ueberdieß ist Berengar nur ein angemaßter König, ein Kronenräuber; Ihr aber seyd meine rechtmäßige Königin. Ihm bin ich keinen Gehorsam schuldig. Euch aus seinen Händen zu erretten, ist nicht nur erlaubt, sondern Pflicht. Mit Gottes Hülfe, hoffe ich, Euch aus diesem Gefängnisse zu befreien."

Martin war, als er sich noch am königlichen Hofe befand, zu Zeiten hieher gekommen, und hatte, als ein Alterthumsfreund, die ganze Einrichtung der alten Burg genau untersucht. In der Burg befand sich, wie in vielen Burgen der Art, ein langer, unterirdischer Gang, der in das Freie führte, damit man der Burg, wenn sie belagert wurde, frische Lebensmittel und neue Hülfstruppen zuführen könne, oder damit die Besatzung, ehe sie zur Uebergabe genöthiget würde, sich durch die Flucht der Gefangennehmung entziehen möge. Martin hoffte durch diesen Gang, der tief im Walde endete, und dessen Ende nur mit Erde, Moos und Gesträuch bedeckt und von Innen ohne große Mühe aufzugraben war, die Königin zu retten. Er hatte, bevor er hieher kam, sich mit dem Bischofe Adelhard von Reggio, einem treuen

Freunde von dem seligen Gemahle der Königin, berathen, und der Bischof bewog den Grafen Albert Azzo, einen Anverwandten der Königin, ihr auf seinem festen unersteiglichen Schlosse Canossa, an der Gränze von Parma, gegen Berengars Nachstellungen, bis weitere Hülfe käme, eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren. Der Graf hatte versprochen, an einem bestimmten Tage zu Schiffe über den See zu kommen, und sie am Gestade abzuholen.

Martin machte nun die Königin mit den getroffenen Anstalten zu ihrer Rettung bekannt, bemerkte aber dabei, daß er es nicht rathsam finde, sie bis an den See zu begleiten. „Denn, sagte er, wenn ich Morgens nicht zur bestimmten Stunde in der Burgkapelle erscheine, um Messe zu lesen, so würde dieses in der ganzen Burg Aufsehen erregen und unsere gemeinschaftliche Entweichung würde sogleich entdeckt werden; wenn ich aber bleibe, so werde ich schon dafür sorgen, daß es nicht zu bald bekannt werde, Ihr seyed entflohen."

Die Königin erkannte eine Fügung Gottes in Martins Anerbieten und nahm es mit Dank an. Als Mitternacht vorbei war, und Alles im Schlosse schlief, kam Martin mit einer kleinen Handlaterne, um die Königin durch den dunkeln, schauerlichen Gang zu führen. Sie kamen glücklich heraus in den Wald. Die Nacht war still und heiter; die

Sterne funkelten hell durch die Aeste der Bäume. Martin nahm nun Abschied. „Geht von hier aus nur immer gerade zu, sprach er; den See könnet Ihr unmöglich verfehlen. Es ist nicht mehr weit dahin. Haltet Euch unter den Bäumen des Waldes, die dem Wasser zunächst stehen, verborgen und schaut fleißig hinaus in den See. Bald nach Anbruch des Tages wird das Schiff des Grafen eintreffen.“

Die Königin und ihre Begleiterin fingen an zu weinen, knieten nieder und baten den frommen Mann um seinen Segen. Der ehrwürdige Greis segnete sie, indem er selbst Thränen vergoß, empfahl sie in den Schutz Gottes, und kehrte in den dunkeln Gang zurück. Die beiden Frauen wanderten im Vertrauen auf Gott getrost dem See zu. Anfangs ging es gut; aber plötzlich brauste ein mächtiger Sturmwind durch die Bäume des Waldes, schwere Wolken bedeckten den Himmel, und es fing an, heftig zu regnen. Beide Frauen geriethen in dichtes Gesträuch und in sumpfigen Boden. Endlich als der Morgenhimmel sich röthete, erreichten sie das Ende des Waldes und erblickten den See. Aber der See warf hohe Wellen und von einem Schiffe war weit und breit nichts zu sehen. Die Königin wartete den ganzen Tag auf die Ankunft des versprochenen Schiffes. Allein vergebens! Sie kam vor Näſſe, Kälte und Hunger fast um. Zitternd vor Frost und durchnäßt von Regen flehte sie zu Gott um Hülfe — und gelobte Ihm,

sich in ihrem ganzen Leben aller Bedrängten und Nothleidenden mildthätig anzunehmen.

Endlich spät am Abende, da der Sturm sich gelegt hatte, und es bereits dunkel wurde, erblickte sie ein Schiff am Gestade, und eilte mit ihrer Freundin hin. Allein es war nicht das sehnlichst erwartete große Schiff, sondern nur ein kleines Fahrzeug. Niemand befand sich darin als ein armer Fischer. Der Mann rief den zwei Frauen aus dem Schifflein zu: „Wer seyd ihr, und was macht ihr hier?“ Die Königin wollte sich nicht zu erkennen geben, und antwortete: „Wir sind arme Verirrte und sind in Gefahr vor Nässe, Kälte und Hunger umzukommen. Wenn ihr ein Stück Brod habt, so erbarmt Euch unser und theilt uns davon mit. Wir können aber Euch nicht dafür bezahlen; wir haben keinen Heller Geld bei uns!“ So mußte diese hohe Königin, was sie wohl nie für möglich gehalten hätte, einen armen Mann um Almosen bitten.

Der Mann hatte ein mitleidiges Herz. Er stieg sogleich ans Land und schürte Feuer auf, damit die zwei Frauen sich trocknen und wärmen konnten. Hierauf holte er aus seinem Schifflein einen schönen, großen Fisch, um ihn für sie zu braten. Es war der einzige, den er heut gefangen hatte. Nachdem beide ihren Hunger gestillt hatten, sprach der Fischer: „Nun kommt mit mir, und übernachtet in meiner Hütte. Ihr werdet Euch dort freilich kümmerlich

behelfen müssen, weil ich mit Weib und Kindern kaum selbst Raum darin habe.“

Die Königin sagte, sie müsse hier am Ufer des See's bleiben, indem man ihr versprochen habe, ein Schiff werde sie hier abholen. „Habt Ihr, fragte sie, heute kein Schiff auf der See bemerkt?“

„O nein, sagte der Fischer, der See ist hier mehrere Meilen breit, und die Ueberfahrt bei solchem stürmischen Wetter, wie heute, wäre höchst gefährlich. Morgen wird das Wetter aber schön. Wenn ihr sicher darauf rechnen könnet, das Schiff werde kommen, so bleibt denn hier unter diesen Bäumen und bei dem Feuer da.“ Er sagte ihnen gute Nacht, und begab sich in sein kleines Schiff.

Die Königin wurde über die Wohlthätigkeit dieses armen Mannes innigst gerührt, und machte neue Vorsätze, gegen alle Arme wohlthätig zu seyn. Der Fischer aber, als er vernahm, die blasse abgezehrte Frau in unansehnlicher Kleidung sey die Königin gewesen, erstaunte nicht wenig. Königin Adelheid vergaß seiner noch weniger. In Folge der Zeit wurde ihm sein Fisch beinahe mit Gold aufgewogen. Die Königin ließ ihm anstatt seiner baufälligen Hütte ein schönes Haus bauen, ihm anstatt seines alten Schiffleins ein größeres Schiff und alles nöthige Fischergeräth neu anschaffen, bezahlte seine Schulden und sorgte noch weiter für ihn, sein Weib und seine Kinder. Die arme Familie wurde sehr wohlhabend.

„O Gott, sagte der Mann öfter, wenn eine Königin auf Erden eine kleine Gefälligkeit, die man ihr erwies, so reichlich belohnt, was wird erst der Herr, der König Himmels und der Erde thun, der da gesagt hat: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder thut, das habt ihr Mir gethan.“

Beide Frauen brachten die Nacht bei dem Feuer im Walde zu. Die Morgenröthe brach an, der See war ruhig, und hell wie ein Spiegel. Sie erblickten in dem See einen dunkeln Punkt, den sie für ein Schiff hielten. Es war so. Das Schiff erschien ihnen immer größer und größer; beide eilten an das Gestad und winkten mit ihren weißen Tüchern. Das Schiff landete, und Graf Albert stieg aus, bezeigte der Königin, die er schon längst persönlich kannte, seine Ehrfurcht und bot ihr den Arm, sie in das Schiff zu führen. Ein anderer adeliger Herr begleitete die Kammerfrau. Das Schiff fuhr eilig ab. Am andern Gestade stand für die Königin ein Reisewagen bereit, von einer Schaar bewaffneter Reiter umgeben, nebst zwei Reitpferden für den Grafen und seinen Freund. Die Reise wurde schnell und glücklich vollendet, ohne daß ihnen etwas Widriges begegnete.

Zu Canossa wurde die Königin mit aller Ehrerbietigkeit, die ihr gebührte, begrüßt. Die schönsten Zimmer der Burg standen für sie in Bereitschaft. Als sie sich mit ihrer Kammerfrau allein sah, fiel

sie auf die Knie nieder und bethete: „O Gott, Du hast es geschehen lassen, daß ein Bösewicht mich aller Schätze, alles Goldes, aller Edelsteine und Perlen, aller kostbaren Kleider beraubte; Du ließest es zu, damit mein Herz von den eiteln Gütern der Erde abgezogen werde. Du, o Gott! hast es zugelassen, daß ich von dem Throne in einen Kerker verstoßen wurde, damit ich Demuth lerne. Du hast mich Hunger und Kälte fühlen lassen, damit ich mit allen Hungrigen und Nothleidenden noch herzlicheres Mitleid fühlen möge. Du, o Gott! hast mich in dem Gefängnisse und dort im Walde am See lange ohne alle menschliche Hülfe gelassen, um mich zu nöthigen, mein ganzes Vertrauen einzig auf Dich zu setzen. — Und wie weise, wie liebevoll ist Deine heilige Vorsehung, Du großer, allmächtiger, barmherziger Gott! Die verschiedensten Menschen, ein edler Graf und ein armer Fischer, ein würdiger Bischof und ein von vielen verachteter Mönch mußten zusammenhelfen, mich zu retten. Sie waren Deine Diener, o gütiger Gott, Deinen heiligen Willen zu vollziehen. O, aufs neue will ich auf Deine heilige Vorsicht vertrauen!“

Nach einigen Tagen kam der ehrwürdige Martin in Canossa an. Er wünschte der Königin und sich Glück, sie hier zu treffen. Die Königin erzählte ihm, wie es ihr dort im Walde ergangen sey, und was sie da, wie ehemals im Gefängnisse, Gott alles versprochen habe.

(Der alte, erfahrene Pater sprach: „In großen Nöthen, in einer schweren Krankheit, in Todesgefahr, bei einer Feuersbrunst oder gefährlichen Ueberschwemmungen von ausgetretenem Wasser und dergleichen Unglücksfällen sehen die Menschen am Besten ein, was sie in ihrem Leben zu verbessern haben. Sie fassen die besten Vorsätze. Deßhalb läßt Gott auch solche Nöthen über die Menschen kommen. Wenn jeder Mensch halten würde, was er da verspricht, so wären alle bald heilig. Die meisten aber thun es leider nicht! Allein Ihr, geliebteste Königin, werdet alle Eure guten Vorsätze mit Gottes Hülfe getreulich erfüllen.")

Jetzt trat Graf Albert herein, grüßte Martin und sprach dann: „Wie ich höre, macht Berengar Anstalt, meine Burg hier zu belagern. Hast du nichts davon vernommen?"

„Leider ist es so, sagte Martin; er ist wirklich damit beschäftigt, ein Kriegsheer zusammen zu ziehen!"

„Nun wohl, sprach der Graf, ich habe es nicht anders erwartet. Allein meine Burg kann er unmöglich mit Sturm erobern; er wird suchen, uns durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Ohne auswärtige Hülfe würde es am Ende auch dazu kommen. Ich halte es daher für nothwendig, daß die Königin an Kaiser Otto, den Sohn des großen Kaisers Heinrich, des Voglers, wie er, aber nicht sehr schicklich genannt wird, schreibe und Otto bitte, sie

zu retten. Ich weiß auch, sprach er, daß schon viele Fürsten und Grafen an den Kaiser Abgeordnete gesendet haben, mit der Bitte, das schöne Italien von Berengars grausamer Tyrannei zu befreien."

„Ja, thut das, verehrteste Königin, sprach Martin. Der Bischof von Reggio hat mir gesagt, daß selbst der heilige Vater zu Rom in dieser Angelegenheit an den Kaiser dringend geschrieben habe. So vielen vereinigten Bitten wird Otto nicht widerstehen. Ihm, der so viele glorreiche Siege erkämpft hat, wird es ein Leichtes seyn, Berengar zu besiegen." Die Königin schrieb unverzüglich. Es war auch die höchste Zeit, den Brief noch abzusenden.

Noch an demselben Tage sah man Berengars Kriegsschaaren zu Pferd und zu Fuß anrücken und die Burg umringen. Sie schlugen ein Lager und eine Stadt von weißen Kriegszelten erhob sich gleichsam aus der Erde; unzählige Wachtfeuer loderten zu Nacht empor und rötheten den Himmel. Bald stellte sich in der Burg, obwohl der Graf so vielen Vorrath, als möglich gewesen, hatte herbeischaffen lassen, Mangel an mancherlei Lebensmitteln ein. Eier und Hühner, Milch und Butter, allerlei Gemüse, Wildpret und manches Andere, was sonst vom Lande in die Burg gebracht wurde, blieb aus.

Die Belagerung wurde langwährend. Der Mangel an Lebensmitteln stieg bereits zur Hungersnoth. Man hatte die tägliche Portion Brod für die Mannschaft

schon um ein Dritttheil vermindern müssen, und es war an Dem, daß man sie auf die Hälfte herabsetzen mußte. Die Königin selbst bekam fast nichts mehr als trockenes Brod, und benetzte beinahe jeden Bissen mit Thränen, nicht als wäre sie nicht damit zufrieden gewesen — es schmerzte sie nur, daß ihrer wegen so viele tapfere Männer Hunger leiden mußten. Das Allerschmerzlichste aber war ihr, daß sie wohl voraus sah, wenn man die Burg, um nicht Hungers zu sterben, übergeben müsse, so werde Berengar dem edlen Grafen den Kopf abschlagen lassen. Sie bethete ohne Unterlaß und flehte zu Gott um Hülfe.

Nachdem sie sich wieder den ganzen Tag vergebens nach Otto's Ankunft gesehnt hatte, sprach sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend, zu Martin: „Ach, ich zweifle zwar nicht, Otto werde kommen, ich sorge aber, er komme zu spät.“

„Werft Eure Sorgen auf Gott,“ sagte Martin. Mit diesen Worten ermahnt uns der Apostel Petrus. Und das wollen wir, geliebteste Königin, denn auch thun. Der gütige Gott, der bisher geholfen hat, wird ferner helfen.“

Am folgenden Morgen, da es noch dämmerte, wurde ein großer grünbefiederter Pfeil über die Mauer der Burg herein geschossen, um den ein Streifen Pergament gewickelt war. Man brachte den Pfeil dem Grafen. Er wickelte das schmale Pergament auf, und rief mit erheitertem Angesicht: „Nun, Gott

sey gelobt! Der grüne Pfeil ist mir so erfreulich, wie ehemals der Oelzweig dem Noe in der Arche." Er las die wenigen Worte, die auf dem Pergamentstreifen standen, mit lauter Stimme: „Seyd guten Muths; ehe drei Tage vergehen, kommt Kaiser Otto." Alle dankten Gott, und der Graf befahl, man solle seinen Kriegern und Dienern so viel Brod reichen, daß jeder sich wieder satt essen könne.

Wer den Pfeil abgeschossen hatte, wußte man nicht, wurde es auch nie inne. Die Königin betrachtete die einzige Zeile auf dem Pergamente, die ohne Unterschrift war, genau, und sagte: „Ich kenne diese Handschrift nicht, Gott aber kennet den edlen Menschen, der seiner Königin getreu geblieben, und wird ihn für seine Treue belohnen."

Als der dritte Tag angebrochen war, bemerkte man von der Burg aus, in dem feindlichen Lager große Bewegung und ein schnelles, unruhiges Hin- und Herrennen. Berengar selbst eilte mit neuen zahlreichen Kriegsschaaren herbei, und zog dann in Schlachtordnung — dem Kaiser entgegen. Man konnte wohl auch von Otto sagen: er kam — sah — und siegte. Wie Spreu im Sturmwinde stoben Berengars Schaaren auseinander. Er suchte zu entfliehen, allein Otto's Reisige holten ihn ein, nahmen ihn gefangen und Otto befahl, ohne daß er ihn sehen wollte, ihn in das Gefängniß abzuführen. In Folge der Zeit, gestattete Otto ihm auf Adelheid's

Fürbitte sich nach Ivrea, seiner herzoglichen Residenz, zu begeben; nur mußte er eidlich angeloben, sich dort ruhig zu verhalten.

Kaiser Otto hatte, sogleich nach gewonnener Schlacht, mehrere Wagen voll Lebensmittel in das Schloß Canossa geschickt. Nachdem er nur noch die nöthigen Befehle gegeben, wie sein Kriegsheer sich in dem Lande vertheilen und es besetzen sollte, zog er mit zahlreichem Gefolge in Canossa ein. Der Jubel, womit er als Sieger und Erretter begrüßt wurde, war unbeschreiblich.

Kaiser Otto hatte von Adelheid's hohem Verstande, ihrer großen Herzensgüte, ihrer Anmuth und Schönheit viel reden gehört. Als er sie aber sah, waren alle seine Erwartungen übertroffen. Da seine Gemahlin Editha vor einem Jahre gestorben war, äußerte er den Wunsch, die Königin wolle ihn zu ihrem Gemahl wählen. Adelheid willigte mit Freuden in diesen Antrag.

Otto reiste mit ihr nach Pavia, um dort das Hochzeitfest mit kaiserlicher Pracht zu feiern. Er führte sie in ein Zimmer, wo sie auf einer großen Tafel, die mit einem purpurrothen Teppiche bedeckt war, ihre königliche Krone erblickte, und alle Kostbarkeiten an Gold, Edelsteinen und Perlen, die Berengar ihr geraubt hatte. Otto sprach: „Das schönste, edelste Kleinod, das Berengar dir genommen hat,

fehlt aber noch!“ Adelheid sah ihn an, und wußte nicht, was er meine.

Da öffnete sich auf seinen Wink die Thüre, und ein wunderschönes Kind, ein zartes Fräulein, weiß gekleidet, mit reichlichen, schön geringelten Locken, von Freude glänzenden Augen, und mit ausgestreckten Armen, kam herein, lief auf die Königin zu und rief: „Grüß dich Gott, liebste Mutter! ich bin deine Emma.“

Die Königin war vor Entzücken beinahe außer sich. „O Gott, o Gott, rief sie, wie gut bist Du, daß Du mir diese Freude bereitet hast!“ Sie nahm das holde Kind auf den Schoos, und benetzte es mit mütterlichen Freudenthränen.

(Berengar hatte das Kind einer ehemaligen Hofdame der Königin, einer weisen, frommen Wittwe zur Erziehung übergeben. Diese edle Frau hatte mit dem Kinde täglich von seiner lieben Mutter geredet, und es unterrichtet, wie es seine Mutter begrüßen solle. Weil Berengar für die kleine Emma so gut gesorgt hatte, vorzüglich deßhalb hat die Königin ihren Gemahl gebethen, den Berengar schonend zu behandeln, und hat sich auch nach Berengar's Tod um dessen unmündige zwei Töchter als eine liebevolle Mutter angenommen.

Emma wurde, als sie erwachsen war, mit dem Könige Lothar von Frankreich vermählt.)

Otto, als Gemahl der rechtmäßigen Königin,

und als Kaiser von Deutschland, mit welchem Reiche ehemals Italien vereinigt war und nur durch die Gewalt der Waffen widerrechtlich davon abgerissen worden, begab sich nun mit Adelheid nach Mailand, und ließ sich als König von Italien ausrufen. Die Großen des Landes und das Volk huldigten ihm mit Freuden.

Den edlen Grafen Albert, Adelheid's Anverwandten und Erretter, ernannte er zum Herzoge von Modena und Reggio. Den ehrwürdigen Ordensgeistlichen Martin wollte er zur bischöflichen Würde befördern, allein der fromme Greis bat um die Erlaubniß, sich in seine Zelle zurückziehen zu dürfen, um den Rest seiner Tage, frei von Geschäften, ganz allein Gott zu widmen.

Von Mailand begab sich Otto nach Rom. Da sein Reich sich nun über ganz Deutschland, und über Italien bis Rom erstreckte, so wurde er von dem Papste Johannes **XII.** zum römischen Kaiser gekrönt, und Adelheid zur Kaiserin. So erhielt sie, nachdem ihr die geraubte königliche Krone zurückgegeben worden, dazu noch eine Kaiserkrone.

Als Adelheid mit Otto nach Deutschland kam, begrüßten die Deutschen sie mit einer Ehrerbietung und Freude, gleich einem Engel des Himmels. Der Ruhm ihrer großen Eigenschaften und hohen Tugenden war vor ihr hergegangen; ihre Leutseligkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit gewannen ihr Aller

Herzen. Besonders freute es die Deutschen, daß die Kaiserin in deutscher Sprache mit ihnen so gut und so geläufig reden konnte. Diese Sprache war ihre Muttersprache, da ihre Mutter, die Königin Bertha, eine deutsche Prinzessin, die Tochter des Herzogs Konrad von Schwaben gewesen.

Herzog Berengar machte, sobald Kaiser Otto Italien verlassen hatte, neuerdings Anschläge, sich des Königreichs wieder zu bemächtigen. Er hatte noch immer seine Anhänger, die, mit ihm gleichgesinnt, unter seiner Regierung ihre Rechnung besser zu finden hofften, als unter Otto's gerechtem Zepter. Da befahl Otto, ihn aus Italien ganz zu entfernen, und ihn nach Deutschland abzuführen. Zu Bamberg wurde ihm sein Gefängniß angewiesen. Berengar, der nicht zufrieden mit seinem Herzogthume, seine Hand nach einer Königskrone ausgestreckt hatte, verlor Beides. Wie er die Königin Adelheid in ein Gefängniß geworfen hatte, und sie da wohl hätte verschmachten lassen, so endigte er selbst sein Leben im Gefängnisse.

Adelheid, allgemein verehrt, ja bewundert, ließ sich von dem Glanze, der sie umgab, nicht blenden. Was sie im Gefängnisse und dort im Walde, hülflos und verlassen, Gott angelobt hatte, hielt sie als Kaiserin. Sie achtete alle irdische Pracht und Herrlichkeit für nichts. Sie trug niemals mehr Gold und Edelsteine an sich. Den größten Theil dieser

Schätze verwendete sie zum Besten der Armen, mit anderen ließ sie die Kreuze des Erlösers und die Evangelienbücher verzieren. Sie war die lautere Demuth und Bescheidenheit, mit den geringsten Menschen redete sie liebreich und freundlich, und half ihnen. Ihre ganze Ehre und Freude suchte sie darin, Bedrängten Gutes zu erweisen. Vorzüglich mildthätig war sie gegen Wittwen und Waisen, da sie selbst als Wittwe so viel hatte leiden müssen, und um ihre Tochter, die vaterlose Waise, lange Zeit schwere Sorgen ausgestanden hatte. Die größte Glückseligkeit aber fand sie in Gott.

Kaiserin Adelheid war nicht nur eine gottselige, menschenfreundliche Frau, sie bewährte sich auch als eine bewundernswerthe Regentin. Während der Regierung dreier Kaiser, der drei Ottonen, mußte sie öfter an den Geschäften des Reiches theilnehmen, ja sogar denselben längere Zeit ganz allein vorstehen.

Otto I., ihr Gemahl, ernannte sie, wenn er Krieg führen und zu Feld ziehen mußte, während seiner Abwesenheit zur Regentin, und sie verwaltete das Reich, nicht nur zur Zufriedenheit sondern zur Verwunderung des Kaisers und aller Reichsstände auf das vortrefflichste.

Otto II., ihr Sohn, wurde nach dem Tode des Vaters zum Kaiser gekrönt. Anfangs gab er, von Schmeichlern verführt, den weisen Rathschlägen seiner Mutter kein Gehör, und es ging mit seinen

Geschäften nicht gut; erst nachdem er sich mit ihr ausgesöhnt hatte, und bei allen wichtigen Angelegenheiten sie um Rath fragte, bekam seine Regierung wieder eine bessere Gestalt, und bei Allem, was er unternahm, war Glück und Segen.

Otto III., ihr Enkel war, als sein Vater starb, noch minderjährig. Die Stände des deutschen Reiches wählten Adelheid zur Reichsverweserin, und sie rechtfertigte vollkommen das in sie gesetzte große Vertrauen.

Bei all diesen überhäuften und niederdrückenden Geschäften unterließ sie nicht, die Stunden, die sie für jeden Tag zum Gebethe, zum Lesen und Betrachten der heiligen Schrift bestimmt hatte, einzuhalten. Wann es bei Tage unmöglich war, so verwendete sie dazu die Nacht. Sie verschloß sich in ihr Zimmer, warf sich oft auf ihr Angesicht nieder und flehte zu Gott um Gnade, deren sie mehr bedürfe, als andere Menschen, indem sie in ihrem hohen Stande so große Pflichten zu erfüllen habe, und so vielen Gefahren der Seele ausgesetzt sey. Wie Salomo, der weiseste König, Gott um Weisheit bat, so flehte auch sie zu Gott, und Gott verlieh ihr Weisheit.

Noch eine besondere Angelegenheit war es ihr, die Kirchen, die durch die Hunnen zerstört worden, wieder herstellen zu lassen. Dabei zeigte sie eine große Vorliebe für Augsburg. Die Hunnen, die nicht mehr vermochten, in das wohlverwahrte Sachsen

einzudringen, hatten gleich einer allverheerenden Fluth Bayern und Schwaben, bis an den Bodensee und Schwarzwald überschwemmt. Bei einem ihrer früheren Züge hatten sie Augsburg verwüstet, und würden es abermal erobert haben, wenn nicht Otto's Schwert und das Gebeth des heiligen Bischofes Ulrich sie für immer besiegt hätte. Die Domkirche lag aber noch im Schutte. Die Kaiserin ließ sie neu aufbauen, was Augsburg auch jetzt noch mit Dank anerkennt, und ihr Andenken jährlich am 16. Dezember am Altare erneuert.

In ihrem gottseligen, menschenfreundlichen Leben verharrte Adelheid bis in den Tod. Als sie tödtlich erkrankte, empfing sie mit großer Andacht die heiligen Sterbsakramente. Alle Schmerzen der Krankheit ertrug sie mit stiller Geduld. Wenn man ihr Hoffnung machte, sie werde bald wieder gesund werden, sprach sie: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und bei Christus zu seyn.“ In der letzten Stunde ihres Lebens ließ sie von einem Geistlichen sich die Bußspalmen vorbethen, und bethete mit, bis ihr die Sprache versagte. Sie starb im Jahre 999 den 16. Dezember in einem Alter von 69 Jahren. Ganz Deutschland verehrte sie als eine Heilige, und auch die Kirche feiert ihr Andenken jährlich an diesem Tage.

III.

Die heilige Odilia.

Herzogliche Prinzessin und Aebtissin.

Als die Morgenröthe des Evangeliums für Deutschland angebrochen war, hatte sie noch überall mit der alten Nacht des Heidenthums zu kämpfen. So war es auch im Elsaß. Einer von den Nachkommen Klodwigs, des ersten christlichen Königs von Frankreich, hatte Elsaß zum Herzogthume erhoben, und Adelrich, einen großen Feldherrn und tapfern Kriegshelden, zum ersten Herzoge ernannt. Allein Herzog Adelrich, Odiliens Vater, war damals nur dem Namen nach ein Christ; denn seine Gemüthsart war so hart und grausam, daß sie das geradeste Gegentheil von dem milden, sanften Sinne Jesu war. Berswinda, Odiliens Mutter, war christlich gesinnt, und eine fromme Frau. Odilia, die Tochter, wurde um das Jahr 662 geboren, kam aber, zum großen Schrecken der Mutter, blind zur Welt.

Als dem Vater die Nachricht von der Geburt seiner Tochter gebracht wurde, war er hoch erfreut; als er aber vernahm, das Kind sey blind, wurde er höchst aufgebracht. Er schämte sich, der Vater einer blindgebornen Tochter zu seyn; er hielt es für eine

Schmach seines hohen Stammes. Er befahl, das Kind irgend wo hinzubringen, von wo es gar nicht mehr an das Tageslicht komme. Die Mutter bat den Vater mit heißen Thränen, dieses sein Kind doch nicht zu verstoßen; allein alle ihre Bitten, alle ihre Thränen waren vergebens. Er blieb auf seinem harten, unmenschlichen Sinn. Wer hätte damals denken können, Odilia, eben dieses blinde, verstoßene Kind, sey von Gott dazu bestimmt, den Vater, der nur ein Scheinchrist war, in Wahrheit zum christlichen Glauben zu bekehren, und das Licht des Evangeliums und den Segen des Christenthums weithin über Elsaß zu verbreiten!

Die bekümmerte Mutter behielt das bedauernswerthe Kind in dem herzoglichen Schlosse Ehenheim, wo sie mit ihrem Gemahl wohnte, lange Zeit heimlich bei sich. Allein der Herzog merkte es, und wurde wüthend vor Zorn. Es war ihm von jeher unerträglich, seine Befehle nicht augenblicklich vollzogen zu wissen. Er befahl wiederholt, das Kind auf der Stelle zu entfernen. Die Mutter ersuchte eine fromme, verständige, ihr wohlbekannte Frau, das unglückliche Kind in ein abgelegenes Dörflein zu flüchten, und es dort wohl zu verpflegen. Auch gab sie ihr viel Geld. Die gute Wartfrau begab sich mit dem Kinde nach Scherweiler, unweit Schlettstadt, und sorgte für das Kind, als wäre sie seine eigene Mutter.

Nach einiger Zeit wurde es bekannt, und erregte Aufsehen, in dem Dorfe befinde sich ein blindes Kind, das von hoher Abkunft seyn müsse, weil es auf das reichlichste und sorgfältigste gepflegt werde. Es war zu fürchten, der Herzog möchte davon hören und dem Kinde weiter nachstellen. Allein die Herzogin war schon darauf bedacht gewesen, das Kind nach Frankreich bringen zu lassen. Sie hatte dort eine Freundin und Anverwandte, die Aebtissin zu Palma, einige Stunden von Besançon, und hatte diese in einem Schreiben gebeten, an dem beklagenswerthen Kinde Mutterstelle zu vertreten. Die ehrwürdige Frau zeigte dazu die herzlichste Bereitwilligkeit. Als die Wärterin mit der kleinen Odilia in dem Kloster ankam, hatten alle Frauen große Freude an dem lieblichen Kinde; nur bedauerten alle, daß es blind sey.

Die kleine Odilia zeigte, als sie etwas größer wurde, ganz ausnehmende Geistesanlagen; sie hatte einen durchdringenden Verstand, das glücklichste Gedächtniß und das lebhafteste Gefühl für alles Gute. Sie war nach Art der Blinden, die durch das Aug' nicht zerstreut werden, ganz Ohr, und horchte auf jedes Wort des Unterrichts. Sie kam in kurzer Zeit in Erkenntniß christlicher Wahrheit so weit, daß im Kloster Alle Ein Erstaunen waren.

Als Odilia zwölf Jahre alt war, sollte sie konfirmirt, oder, wie man in deutscher Sprache kürzer sagt, gefirmt werden. Allein jetzt erst entdeckte man,

sie sey noch nicht getauft. Wie das gekommen sey, wird daraus begreiflich, daß Odilia als Kind in dem väterlichen Hause immer verborgen bleiben, und dann so eilfertig geflüchtet werden mußte. Da die Mutter befohlen hatte, das Kind Odilia zu nennen, so glaubte die Wartfrau, es sey schon getauft; den Klosterfrauen aber konnte es gar nicht einfallen, das Kind, das, als es zu ihnen gebracht worden, bereits über ein Jahr alt war, habe die heilige Taufe noch nicht empfangen.

Die Aebtissin machte unverzüglich große Anstalten, Odilia feierlich taufen zu lassen. Ein frommer Bischof, Namens Erhard, wurde eingeladen, die heilige Handlung in der Klosterkirche öffentlich vorzunehmen; die Aebtissin wollte Pathenstelle vertreten. Die Kirche wurde mit aller möglichen Pracht ausgeziert. Aus nahen und fernen Ortschaften versammelte sich eine solche Menge Volkes, daß die sehr geräumige Kirche nicht die Hälfte davon fassen konnte.

Als die blinde Prinzessin, einfach aber doch ihrem hohen Stande gemäß gekleidet, zum Taufsteine geführt wurde, hatte alles Volk Mitleid mit ihr. „Ach Gott, seufzten Manche, welch ein erbärmlicher Anblick! Sie wäre, in ihrem weißen Kleide und mit Blumen bekränzt, wohl ein wunderschönes Fräulein, allein ihre Augen entstellen sie; sie gleichen den gebrochenen, erloschenen Augen eines Todten. Wer

seine gesunden fünf Sinne und seine geraden Glieder hat, sollte Gott täglich für diese große Wohlthaten danken, die mehr werth sind, als ein Herzogthum, ja als aller Reichthum der Welt.“ Das Töchterlein einer angesehenen Bürgersfrau, das mit seiner Mutter nicht weit vom Taufsteine stand, sagte ziemlich laut: „Ich möchte lieber ein sehendes Hirtenmädchen seyn, als eine blinde Prinzessin.“

Nun trat der Bischof, mit Infel und Stab, und von seinen Geistlichen begleitet, an den Taufstein. Er stellte an Odilia die Fragen, die sonst bei der Taufe im Namen des Kindes von den Pathen beantwortet werden: „Glaubst du an Gott den Vater — an den Sohn Gottes — an den heiligen Geist? Entsagst du dem Satan und aller seiner Hoffart, und allen seinen Werken? Willst du getauft werden?“ Odilia antwortete mit großer Andacht, mit gefalteten Händen, und lauter Stimme: „Ich glaube — ich entsage — ich will.“ Alle die zugegen waren, wurden tief gerührt und viele Thränen flossen.

Sobald der Bischof das Taufwasser über Odiliens Haupt ausgegossen hatte, ereignete sich ein großes Wunder. Odilia, die bereits durch den Unterricht in der Religion Jesu, und jetzt noch mehr von dem Lichte des heiligen Geistes, der Seele nach, erleuchtet worden — wurde es auch leiblich. Sie rief plötzlich: „O Gott, was ist das! Ich glaube, ich sehe.“ Wirklich waren ihre Augen heller und glänzen-

der, als alle der vielen Menschen, die in der Kirche zugegen waren. Ein heiliger Schauder durchdrang Aller Herzen; Alle erstaunten über Gottes Allmacht und waren voll Andacht und Anbethung. Der herrliche Lobgesang, „Herr, Gott, Dich loben wir!“ mit dem diese Taufhandlung beschlossen worden, wurde wohl noch nie mit größerer Andacht gesungen.

Es war allerdings ein erstaunenswerthes Wunder, daß Odilia bei ihrer Taufe sehend geworden. Allein dieses Wunder war ganz dem Geiste und Sinne Jesu gemäß. Wie Jesus damals, als Er noch auf Erden wandelte, einem Blindgebornen gesagt hatte: „Gehe hin an den Teich Silon und wasche dich,“ und dieser sehend wurde, so hat Jesus, in den Himmel erhoben, auch diese Blindgeborne, indem das Taufwasser über ihr Haupt ausgegossen wurde, sehend gemacht. Solche Wunder waren, wie Jesus selbst bezeugte, nothwendig, um Gott zu verherrlichen und den Völkern augenscheinlich zu beweisen, daß der Vater im Himmel seinen geliebten Sohn, zum Heile der Menschen in diese Welt gesendet habe.

Aus der Kirche begaben sich der Bischof und seine Geistlichen, die Aebtissin und alle Klosterfrauen mit Odilia in den Speisesaal. Odilia begrüßte alle Frauen, die sie bisher nur der Stimme nach kannte, sie aber erst jetzt von Angesicht sah, mit unbeschreiblicher Freude, und nannte alle mit Namen. Alle waren entzückt und voll Freude. „Eine solche selige

Mahlzeit, sagten alle, war wohl nur jene, bei der Jesus Wasser in Wein verwandelt, und angefangen hat, seine Herrlichkeit zu offenbaren. Bisher waren unsere gesellschaftlichen Vergnügungen nur Wasser; diese aber sind köstlicher Wein."

Am folgenden Morgen ging der Bischof mit Odilia, von der Aebtissin und einigen Klosterfrauen begleitet, in den Garten des Klosters. Der Morgenhimmel glänzte in der Pracht goldener Wolken. Und nun ging die Sonne auf. Odilia fiel auf die Knie nieder und rief anbethend: „Wie herrlich sind Deine Werke, o Gott! O, fallen denn nicht alle Menschen, so oft Du deine Sonne aufgehen lässest nieder, Dich anzubethen." Sie ging in dem Garten umher. Sie erblickte eine Rose, die ihr bisher nur aus dem Wohlgeruche bekannt war. „O welche zarte Blättchen, welche herrliche Farbe, rief sie. O Gott wie groß bist Du." Sie sah eine andere schöne Blume. Man sagte ihr, das sey eine Lilie. „Nun erst, sprach sie, verstehe ich die Worte Jesu: „Betrachtet die Lilien." O wahrhaftig, der größte König in Israel konnte nicht herrlicher bekleidet seyn."

Der Bischof sprach: „Meine Tochter! Gott hat dich zu großen Dingen bestimmt. Es war eine seltene, ganz außerordentliche Wohlthat von Ihm, daß Du erst in deinem zwölften Jahre sehend geworden bist. Wir andern Menschen sahen Gottes herrliche Werke von Kindheit an, und wurden ihrer so ge-

wohnt, daß Viele nur wenig darauf achten. Aber Dir waren sie bisher wie von einem schwarzen Vorhange bedeckt, den Gott auf einmal weggezogen. Du siehst sie mit neuen Augen an; Du bist wie in eine neue Welt, und in den Stand versetzt, Ihn besser zu erkennen. Es ist auch eine weise Fügung Gottes, daß Du nicht an einem herzoglichen Hofe, sondern innerhalb der stillen Mauern eines Klosters erzogen worden, wo Du nur fromme, heilige Gespräche hörtest und Beispiele der Frömmigkeit und Tugend wahrnehmen konntest. Auch hat Dir Gott große Talente verliehen! Halte Dich immer an Ihn, bleibe immer demüthig, und Gott wird immer mit Dir seyn, und durch Dich großen Segen über unser Land bringen.“

Odilia war auch darüber erfreut, daß sie, nunmehr sehend, neue Mittel fand, sich heilbringende Kenntnisse zu erwerben. Das Lesen, auch das Schreiben hatte sie bald erlernt. Auch auf die lateinische Sprache verlegte sie sich. Sie konnte bald die heilige Schrift in lateinischer Sprache lesen, die noch nicht in das Deutsche übersetzt war, und las oft bis spät in die Nacht. Alle Frauen des Klosters staunten über Odiliens Kenntnisse, in denen sie Alle im Kloster übertraf. Allein Odilia überhob sich nicht wegen ihrer Kenntnisse. Wie an Wissenschaft, so nahm sie immer an Tugend zu. Sie blieb die lautere Demuth, sanft, mild, liebreich gegen Alle. Deßhalb ehrten und liebten sie auch Alle.

Odilia, nunmehr achtzehn Jahre alt, war zu einer edlen Jungfrau herangeblüht, reich an allen Gaben des Geistes und Leibes. Sie hatte für jetzt nicht im Sinne, in dem Kloster zu bleiben und den Schleier zu nehmen; sie wollte vorerst zu ihren Aeltern, die sie noch nicht einmal gesehen hatte, zurückkehren. Sie hatte deßhalb öfter an ihre Mutter geschrieben, aber zu ihrer Betrübniß immer die Antwort erhalten, der Vater wolle zur Zeit noch nicht zugeben, daß Odilia komme. Sie wandte sich an ihren Bruder, den Prinzen Hugo, und dieser kam ganz unerwartet in dem Kloster an. Er hatte von der geliebten, bewunderswerthen Schwester so vieles gehört, daß er sie nun auch sehen wollte. Er war ein junger Mann, von ausgezeichneten Eigenschaften, von ritterlichem Muthe, dabei aber anspruchslos, sanft und mild, und ganz christlich gesinnt. Beide Geschwister hatten eine unbeschreibliche Freude, sich von Angesicht zu sehen, und sich ihre Gesinnungen mittheilen zu können. In Odiliens Herzen wurde der Wunsch nun noch lebhafter, auch ihren Vater, den Herzog und ihre geliebte Mutter von Angesicht kennen zu lernen. Der Bruder sprach: „Komm mit mir, geliebte Schwester! Es ist nicht anders möglich, als daß der Vater sich deines Anblicks freue und Dich mit offenen Armen umfasse. Und das Entzücken der Mutter, Dich zu sehen, wird unaussprechlich seyn.“ Beide machten sich auf den

Weg nach Hohenburg, wo der Herzog eben jetzt residirte.

Hugo fand es jedoch für nöthig, voranzueilen, und den Vater auf die Ankunft der Tochter vorzubereiten. Er sagte ihm, daß er die geliebte Schwester hieher gebracht habe, und daß sie eben den Berg herauf komme. Der Herzog ward höchst unwillig, daß der Sohn sich unterstand, dem Befehle des Vaters so schnurgerade entgegen zu handeln. Er glaubte gar nicht, daß Odilia sehend geworden. „Ungehorsamer Bösewicht, rief er, Du weißt, daß ich sie nicht sehen will. Auf der Stelle kehre um, und führe sie zurück in ihr Kloster.“

Der Prinz machte dem Vater ehrerbietige Vorstellungen. „Ach, sprach er, daß wäre doch zu hart, wenn ein Vater sein Kind so ganz verläugnen und verstoßen wollte. Es wäre grausam und eine große Sünde und Schande vor Gott und Menschen.“

Da gerieth der Herzog in einen furchtbaren Zorn. Er versetzte dem Prinzen einen so mächtigen Streich, daß der Prinz wie todt zu Boden fiel. Die Diener liefen herbei, ihn vom Boden aufzuheben. „O Du mein Gott! sagte der Eine, er weiß gar nichts mehr um sich selbst; er wird nicht so bald wieder zu sich kommen!“ „Ich fürchte, sagte der Andere, er werde gar nicht mehr zu sich kommen; er wird sterben, wenn er nicht schon todt ist.“

Der Herzog war tief erschüttert. Er fühlte bei

seiner heftigen Gemüthsart einen unermeßlichen Schmerz über seine grausame That. Er hatte nicht im Sinne gehabt, seinen Sohn zu tödten, oder schwer zu verletzen; er liebte den Prinzen Hugo, als den besten seiner Söhne. Auch war es ihm ein schrecklicher Gedanke, in den Augen der Welt als Mörder seines Sohnes zu erscheinen. Er setzte sich in eine Ecke des großen Kanapee, das im Saale stand, stützte das Haupt auf die Hand, und saß lange so da, verfinsterten Sinnes und todtbetrübt.

Da trat Odilia herein, und es war ihm, als sähe er eine himmlische Erscheinung. Sie näherte sich ihm freundlich lächelnd, jedoch mit Thränen in den Augen und sprach: „Gott grüße und segne Dich, liebster Vater! segne auch Du mich, deine liebende Tochter, und nimm mich gütig auf.“ Sie kniete nieder, den väterlichen Segen zu empfangen.

„O nein, nein! sprach er, vor mir mußt Du nicht knien! Ich bedarf vielmehr von Dir gesegnet zu werden. Ach, Du weißt nicht, welch schwerer Kummer eben jetzt mein Herz drückt!“

Er hob sie auf und schloß sie in seine Arme. Sein Vaterherz floß über. Er vergoß, das erste Mal wieder seit den Jahren seiner Kindheit, reichliche Thränen. „Du weißt nicht, rief er, was für ein großer Trost es mir ist, Dich noch zu haben und in meine Arme zu schließen.“ Worin aber sein Kummer bestehe und was eben jetzt geschehen sey,

sagte er nicht. Odilia merkte wohl, es müsse sich ein großes Unglück ereignet haben. Sie getraute sich nicht zu fragen, was es denn sey. Sie hielt den Vater mit beiden Armen umfaßt, und konnte nichts als weinen.

Jetzt kam die Herzogin herein. Sie sagte ihrem Gemahl, um ihn zu beruhigen, eilig die Worte: „Mit unserm Kranken geht es besser; es hat mit ihm, wie unser Leibarzt versichert, keine Gefahr.“ Und nun umarmte sie, in mütterliche Freudenthränen ausbrechend, ihre Tochter. „O liebste, liebste Tochter, sprach sie, ich habe dich nur als ein zartes, kleines Kindlein gesehen, und nun bist Du so groß, als ich. Und wie hell und klar deine Augen leuchten! Ach damals waren sie ganz erloschen, und jetzt erblick' ich mein Bild darin. O Gott, o Gott, wie dank' ich Dir! Wir können auch dem guten Hugo nicht genug danken, daß er Dich, geliebteste Odilia, ohne weitere Bedenklichkeiten, hieher gebracht hat.“ „Er hätte, sprach sie zu ihrem Gemahl, einen bessern Lohn verdient; dieser wird ihm aber noch werden!“

Sie führte, weil ihr die Knie wankten, die geliebte Tochter zu dem nahen Kanapee. Odilia schätzte sich glücklich, in der Mitte ihrer Aeltern zu sitzen. Sie konnte sich nicht enthalten, für dieses Glück, für diese große Gnade Gottes, Gott laut zu loben und

zu preisen, und beide Aeltern stimmten in ihren Dank mit ein.

Odilia verlebte in dem väterlichen Hause glückliche Tage. Auch Hugo, an dessen Krankenbette sie, ihn tröstend und ermunternd, manche Stunde zugebracht hatte, nahm an der Freude der Aeltern und der geliebten Schwester herzlichen Antheil. Allein diese heiteren Tage hatten für Odilia dennoch manche trübe Stunde. Sie bemerkte bald, Hoffart und Zorn, diese zwei der sieben Haupt- und Todsünden, seyen auch die Hauptsünden des Vaters. Er sprach von nichts lieber und öfter, als von seinem Kriegsruhm und seinen gewonnenen Schlachten. Er blickte auf andere Menschen stolz herab und achtete ihrer wenig. Er konnte über einen geringen Fehler eines Beamten oder Dieners, was in der Verwaltung eines großen Landes fast täglich vorkommt, höchst aufgebracht werden, und den Mann weit mehr als er's verdiente, bestrafen. Sie sah wohl ein, aus Hochmuth habe er sie, als ein blindes Kind nicht für seine Tochter anerkennen wollen, aus Zorn wäre er bald der Mörder seines Sohnes geworden. „Ach, seufzte sie öfter, wie weit ist der Vater noch davon entfernt, ein wahrer Christ zu seyn, wie wenig hat er noch die Worte Jesu beherzigt: „Lernet von Mir, denn Ich bin demüthig und sanftmüthig von Herzen.“ Sie vergoß in einer einsamen dunkeln Laube des Gartens viele Thränen und bethete, Gott wolle

doch ihren Vater erleuchten und auf bessere Gesinnungen bringen.

Sie war zu weise, zu klug, als daß sie ihren Vater geradezu widersprochen und ihn getadelt hätte, um ihn zu bekehren. Wenn aber der Vater, die Mutter, Hugo und Odilia an einem schönen Sommerabende im Garten, oder an einem rauhen Winterabende bei dem Kaminfeuer im Zimmer vertraulich beisammen saßen, sprach sie am liebsten davon, wie groß und herrlich die Offenbarungen Gottes in seinen Werken, und in seinen Worten und Thaten seyen. Sie hatte die heilige Schrift, sowohl des alten als des neuen Bundes ganz inne, sie war auch in der Kirchengeschichte wohl bewandert. Der Vater lernte, ohne es zu gestehen, Vieles von ihr, das er bisher nicht gewußt hatte. Manche Worte Gottes, des Allmächtigen im alten Bunde, und die furchtbaren Thaten, womit Er die Bösen bestrafte, erschütterten ihn; die sanften Worte Jesu im neuen Bunde, alle seine Wunderthaten, die so voll Liebe und Erbarmen sind, drangen ihm in das Herz. Es ging mit ihm eine große Veränderung vor. Man bemerkte an ihm nichts mehr von Hochmuth. Sein Kriegsruhm däuchte ihm eitel, und er sprach nicht mehr davon. Er wurde für sein Land ein milder Herr, und keiner seiner Beamten oder Unterthanen konnte sich mehr über zu harte Behandlung beklagen. Schon durch diese Sinnesänderung ihres Vaters,

verbreitete die fromme, weise Odilia einen großen Segen über das ganze Land. Es geschah aber noch mehr!

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Odilia auf die Zinne der Burg, um die Sonne aufgehen zu sehen. Der Himmel war bereits glänzendroth, und an der Stelle, wo die Sonne eben aufgehen wollte, schwebten helle, goldene Wölklein. Als Odilia nicht zum Frühstücke kam, fragte der Herzog, wo sie sey. Ein Diener sagte: „Die Prinzessin ist oben zu höchst auf der Burg.“ Der Herzog sprach zu seiner Gemahlin: „Wir wollen auch hinaufgehen.“ Beide gingen — da sahen sie, wie Odilia im Glanze der Morgensonne auf dem Steinpflaster kniete, mit gefalteten Händen zum Himmel empor blickte und reichliche Thränen vergoß. Der Herzog fragte, warum sie so gerührt sey. „Ach, sagte sie, ich denke daran, wie ich am Morgen nach dem Tage, an dem ich getauft und sehend geworden, das erste Mal die Sonne aufgehen sah! Dieser Anblick ist mir unvergeßlich fürs ganze Leben.“ Ihre beiden Aeltern knieten auch nieder, Gott anzubethen und Ihm zu danken.

Nachdem alle drei lange stillschweigend gebethet hatten, standen sie auf, und gingen auf der Burg, die von ihrer hohen Lage Hohenburg genannt wurde, überall umher, und bewunderten die herrliche Aussicht, die man von hier aus über das schöne, reiche

Land hatte, das von den goldenen Strahlen der Morgensonne erleuchtet, weit ausgebreitet, vor ihnen lag. An einer Stelle blieb Odilia stehen, und sagte mit ausgestrecktem Arme: „Dorthin liegt mein liebes Kloster Palma, in dem ich eine so gute Erziehung erhalten habe, daß man sich wohl keine bessere, vortrefflichere denken kann. Es ist recht zu bedauern, daß es in dem ganzen herrlichen Elsaß noch kein Frauenkloster gibt.“

„Nun, sprach der Herzog, ein solches Kloster könnte ja wohl auch in unserm Lande errichtet werden, und ich bin bereit, Alles, was in meiner Macht steht, dazu beizutragen.“

„Und ich, sagte Odilia, würde mit Freuden, so viel mir möglich ist, beihelfen, daß es gerade so eingerichtet werde, wie mein liebes Palma. Allein es würde lange hergehen, bis ein solch herrliches Gebäude zu Stande käme!“

Der Herzog ging eine Weile mit großen Schritten auf und ab, trat dann vor Odilia und sprach: „Liebste Tochter! Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß du bald vor zwanzig Jahren, als ein kleines, weinendes Kind in jenes Kloster gebracht wurdest, und nun zurückkehrst, ganz dazu erzogen und gebildet, jetzt selbst die Aebtissin eines Klosters und die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt für die Töchter meines Landes zu werden. Aus Dankbarkeit gegen den barmherzigen Gott, der meine Grausam-

keit mir und meinem Volke zum Besten geleitet hat, will ich diese meine Burg zu einem Kloster hergeben. Komm einmal mit mir und sieh, ob du sie dazu geeignet findest.“

Odilia empfand über diesen edlen, großmüthigen Sinn ihres Vaters die innigste Freude, denn sie war nun überzeugt, daß er sich von ganzem Herzen zu Gott gewendet habe — weil er das liebste seiner Besitzthümer, das Schloß Hohenburg, das gleichsam die Krone des Landes war, so bereitwillig dahingab — zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Menschen.

Der Herzog, Odilia und die Herzogin dachten nicht mehr an das Frühstück, sondern durchwanderten alle Gänge, Säle, Zimmer und Kammern des Schlosses. Odilia versicherte, die Burg lasse sich mit nicht sehr bedeutenden Abänderungen in ein prächtiges großartiges Kloster umschaffen. „Nur die Burgkapelle, sagte sie, ist zu klein.“ „Da ist zu helfen, sprach der Herzog, ich werde neben dem neuen Kloster eine große, schöne Kirche erbauen lassen.“

Der Herzog gab nun auf der Stelle Befehle, Baumeister, Zimmerleute und Maurer zu bestellen, und Steine, Holz und Alles zum Bauen Nöthige herbeizuschaffen, damit man sogleich anfangen könne. Hunderte, ja Tausende von Händen kamen in Bewegung. In den Steinbrüchen wurden Steine gebrochen, in den Wäldern fällte man Bauholz; auf

allen Straßen erblickte man Fuhrleute mit Roß und Wagen; eine Menge von Taglöhnern und Handlangern fanden wohlbezahlte Beschäftigung. Auch wurden viele Arbeiten bei Schmieden, Schlossern, Schreinern und andern Handwerkern bestellt.

Die Nachricht von der Errichtung eines Frauenklosters verbreitete sich bald durch das ganze Land. Da man bereits einige Klöster für Ordensmänner hatte, so wünschte man schon lange, auch für das Frauengeschlecht möchte gesorgt werden. Es war daher überall große Freude, daß dieser Wunsch erfüllt werde; am allermeisten freute man sich darüber, daß Odilia selbst, an der Gott so große Dinge gethan hatte, Oberin des Klosters werden wolle. Schon ihr Name war den Leuten gleichsam Brief und Siegel dafür, Gott werde das Unternehmen segnen. Der Bau war noch kaum angefangen, so hatten sich schon bei 130 Töchter des Landes, und darunter viele von hoher adeliger Abkunft gemeldet, theils um in das Kloster ganz aufgenommen, theils um da erzogen zu werden.

Odilia reiste nach dem Kloster Palma, in dem sie selbst erzogen und unterrichtet worden; sie wünschte, für ihr neues Kloster einige fromme, wohlunterrichtete Frauen zu gewinnen; die Herzogin begleitete ihre Tochter, um ihre Freundin, die Aebtissin zu besuchen, und die Bitte ihrer Tochter zu unterstützen. Der Herzog war indeß darauf bedacht, würdige Geistliche

anzustellen, die künftig in der Kirche des Klosters das Wort Gottes verkünden und die heiligen Sakramente ausspenden sollten. Von den reichlichen Einkünften, die ehemals dem Schlosse und nunmehr dem Kloster Hohenburg angehörten, wies er ihnen den erforderlichen Lebensunterhalt an.

Odiliens ganzes Bestreben ging, nachdem Alles wohl vorbereitet und angeordnet war, nun dahin, daß sowohl sie, als die Klosterfrauen, die sie hieher berufen hatte, und die Jungfrauen, die neu in das Kloster eintreten wollten, sich ganz in Heiligkeit und Reinigkeit des Herzens Gott widmen möchten. Ganz vorzüglich ließ sie die Erziehung der Töchter, die von frommen Aeltern ihr anvertraut wurden, sich angelegen seyn. Sie dachte daran, daß sie ja selbst in einem Kloster für Religion und Tugend erzogen und gebildet worden; sie erinnerte sich daran, mit welcher Liebe und Sorgfalt, mit welcher zarten Schonung sie als ein blindes Kind da verpflegt worden. Sie drang darauf, daß alle ihr anvertraute Kinder mit solcher Liebe und Sorgfalt behandelt wurden.

Der Unterricht in der Religion und in allen nothwendigen Kenntnissen war vortrefflich, und da ist noch bemerkenswerth, daß Odilia die Jungfrauen, die für immer in dem Kloster bleiben wollten, anhielt, die lateinische Sprache zu erlernen, nichts weniger, als um sie gelehrt zu machen, sondern einzig

zu Beförderung wahrer Andacht. Die deutsche Sprache war damals noch so roh und unbehülflich, daß es sehr schwer hielt, die heilige Schrift erträglich und verständlich in diese Sprache zu übersetzen. Odilia wollte, daß ihre Klosterfrauen die heilige Schrift, besonders aber die Psalmen, die sie im Chore lateinisch sangen, doch auch verstehen möchten. Diese ihre weise Anordnung wurde auch in den Frauenklöstern Deutschlands bis in das vierzehnte Jahrhundert allgemein befolgt.

Odilia war auch die liebevollste Wohlthäterin der Armen. Unzählige alte und gebrechliche Leute nahmen ihre Zuflucht zu ihr. Da es ihnen aber sehr beschwerlich war, den hohen Berg zu ersteigen, und sie in dem Kloster auch nicht wohl hätten verpflegt werden können, so ließ Odilia unten am Berge ein Spital erbauen. Sie ging, wenn sich Kranke da befanden, alle Tage hinab, um sie zu trösten und zu verpflegen. Andere Frauen, von ihrem schönen Beispiele innig gerührt, thaten es auch. Allein zur Winterszeit war es sehr beschwerlich und manchmal gefährlich, ja fast unmöglich, den hohen Berg täglich auf und abzusteigen. Da ließ Odilia unten am Berge ein Kloster erbauen für jene Frauen, die bereit waren, sich ganz der Krankenpflege zu widmen. So entstand das Frauenkloster Niedermünster.

Nebst diesem Kloster ließ Odilia an geeigneten Orten, noch andere Gebäude aufführen. Die be-

merkenswerthesten darunter sind: Die Kapelle Johannis des Täufers, zum dankbaren Andenken ihrer Taufe, bei der ihr Gott die Augen des Leibes geöffnet hatte, und dann noch eine Kapelle in dem Garten, wo die Laube gestanden, in der sie viele Stunden gebethet und unzählige Thränen vergossen hatte, Gott wolle ihrem Vater die Augen der Seele öffnen, und wo ihr Gebeth erhört worden.

Der Herzog, Odiliens Vater, bereits sehr alt, trat sein Herzogthum seinem ältesten Sohne ab, der wie der Vater, Adelbert hieß. Seinen übrigen Söhnen übergab er schöne und einträgliche Landgüter, das schönste und beste aber gab er seinem jüngsten Sohne, seinem geliebten Hugo, nebst dem ehrenvollen Titel eines Grafen von Elsaß. Er selbst bezog mit seiner Gemahlin ein Haus, zunächst dem Kloster seiner frommen Tochter, um da den Rest seines Lebens Gott und der Ewigkeit zu weihen. Er verfiel bald darauf in eine schmerzvolle, langwährende Krankheit. Odilia brachte fast Tag und Nacht an seinem Krankenbette zu; Niemand konnte, so wie sie, ihn mit dem Troste der Religion erquicken und stärken. Er starb im Glauben an Gott und Jesus Christus, ganz in den Willen Gottes ergeben, voll der Hoffnung eines bessern Lebens, selig in Gott.

Berswinda, Odiliens Mutter, die ihrer Tochter an Heiligkeit glich, bethete am neunten Tage, nach dem Tode ihres Gemahls, in der Kapelle Johannis

des Täufers; ganz in Andacht versunken — verschied sie im Gebethe eines seligen Todes. Odilia ließ die geliebte Mutter neben dem Vater unter vielen Thränen, zur Erde bestatten.

Odilia erreichte ein hohes Alter; sie erkannte aber nunmehr im Geiste, daß sie bald sterben werde. Sie versammelte ihre geliebten Mitschwestern in der Johanniskapelle, und sagte den Tag ihres Todes bestimmt voraus. Sie ermahnte alle, nach ihrem Tode, in dem heiligen Eifer fromm zu leben und immer besser und Gott gefälliger zu werden, nicht nachzulassen. „Bedenkt, sprach sie, wie eitel und vergänglich dieses Leben ist. Kurz ist die Prüfung, aber unvergänglich und ewig die Krone derjenigen, die in der Prüfung bestehen. Bleibet in der Liebe Gottes! — Laßt meine Leiche, an der Stelle, auf der ich jetzt stehe, zur Erde bestatten. Bethet für meine abgeschiedene Seele, für meine Aeltern und alle unsere Anverwandten.“ Sie wurde bald darauf sehr krank, ließ sich die heiligen Sterbesakramente ertheilen, sagte ihren geliebten Schwestern das letzte Lebewohl und verschied den 13. September des Jahres 722.

Adelbert, Odiliens ältester Bruder, wie sie gesinnt, hatte zwei seiner Töchter, Eugenia und Gudelinda; ein anderer Bruder, wahrscheinlich der edle Hugo, seine Tochter Attala von Odilia in dem Kloster erziehen lassen. Eugenia wurde Odiliens

Nachfolgerin in der Würde einer Aebtissin zu Hohenburg, Gudelinde Aebtissin zu Niedermünster; Attala wurde zur Aebtissin der Stiftsdamen in Straßburg erwählt. Alle drei werden den Heiligen beigezählt.

Die ganze Familie, gottselig und menschenfreundlich, hat zur Verherrlichung Gottes und dem Besten der Menschen, viele bedeutende Stiftungen gemacht, die bis zu der unglücklichen Staatsumwälzung in Frankreich ein Denkmal ihrer Frömmigkeit blieben.

Odilia wurde schon während ihres Lebens, noch mehr aber nach ihrem Tode als eine Heilige betrachtet. Alles, was an sie erinnerte, wurde hoch in Ehren gehalten. Hohenburg wurde von nun an Odilienberg genannt. Die Kapelle Johannis des Täufers wurde von vielen frommen, andächtigen Menschen besucht. Sie erinnerten sich da an Odiliens Taufe und erneuerten ihr eigenes Taufgelübde und betheten an Odiliens Grabe. In der Thränenkapelle, wie das Volk sie nannte, betheten die Leute mit besonderer Inbrunst; sie dachten daran, wie einst Odiliens Thränengebeth um die Bekehrung ihres Vaters von Gott erhört worden, und wie Gott kein anhaltendes, vertrauensvolles Gebeth unerhört lasse, besonders wenn wir um wahre Bekehrung und Besserung des Lebens bethen.

Eine Quelle am Berge, nicht weit unter dem Kloster, nannte man den Odilienbrunnen. Diese Brunnenquelle versieht das Kloster auf dem Berge

reichlich mit Wasser, woran es zu Zeiten Mangel hatte, und ergießt sich auch in das Kloster unten am Berge. Die fromme Sage erzählt: Odilia habe an dieser Stelle einen Greis angetroffen, der vor Durst beinahe verschmachtet war; sie habe nirgends so schnell, als nöthig, Wasser aufzufinden gewußt; auf ihr Gebeth aber sey diese Quelle entsprungen.

Sogar drei alte Lindenbäume waren dem Volke ehrwürdig, weil Odilia sie, so wie überhaupt viele Bäume, hatte pflanzen lassen. Die Erzählung davon wurde von Großältern auf ihre Enkel, und von diesen wieder auf ihre Enkel überliefert, und ist kurz diese: Odilia stand dabei, als die Bäume gepflanzt wurden. Sie pflegte mit allen Menschen, die ihr begegneten oder mit denen sie Geschäfte hatte, freundlich zu reden, wußte aber das Gespräch von irdischen Dingen sogleich auf himmlische zu leiten. Als der Gärtner zwei Linden gesetzt hatte, sprach Odilia: „Setzt, da es nicht an Raum fehlt, noch eine dritte dazu.“ „So ist's recht,“ sagte einer der Gärtnergesellen, „alle gute Dinge sind drei.“

„Das ist ein schönes Sprichwort, sprach Odilia. Die heilige Dreizahl bezeichnet das Beste auf Erden und das Höchste im Himmel. Gedenket an die drei Tugenden — Glaube, Hoffnung und Liebe — gedenket an die drei göttlichen Personen — Vater, Sohn und Geist.“ Diese Worte Odiliens wurden allgemein bekannt und blieben unvergeßlich. Er-

müdete Wanderer, die an heißen Tagen, unter diesen Bäumen Schatten suchten, und die Landleute, die sich bei plötzlichem Sturm und Regen dahin retteten, dachten an Odiliens Worte. Die Stätte, wo die drei Bäume standen, nannte das Volk, zur heiligsten Dreieinigkeit.

Die Lindenbäume, die Odilia gesetzt hatte, grünten und blühten Jahrhunderte hindurch, wurden aber dennoch von der Macht der Zeit zerstört, verdorrten und verwitterten. Aber die Ehrfurcht gegen Odilia bestand nicht nur über ein Jahrtausend; das Andenken an diese Heilige welkte und verging nie, es besteht noch bis auf diesen Tag. Nicht nur wallfahrteten zahlreiche Schaaren Volkes nach Odilienberg; Odiliens Grab wurde sogar von Kaisern und Königen, von Fürsten und Grafen, von Bischöfen und Erzbischöfen und Cardinälen besucht. Zum Beispiele: im Jahre 1354 kam Kaiser Karl IV. dahin, mit Johann von Lichtenberg, Bischof zu Straßburg, und mit Johann, dem Bischofe von Ollmütz; 1474 Christian, erster König von Dänemark, in Begleitung des Grafen von Barby und einer großen Anzahl anderer Grafen und Edelleute; 1663 Franz Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, Wilhelm Egon, damals Bischof zu Metz, in der Folge Bischof von Straßburg und Cardinal; 1696 Peter Creach, Erzbischof von Dublin und Primas von Irland.

Elsaß erwählte Odilia zur Schutzheiligen des

Landes, und das Andenken an sie wird alle Jahre auf Odilienberg und wohl in ganz Elsaß festlich erneuert.

Odilienberg war nicht nur der Zeit nach, sondern in jeder Hinsicht das erste Frauenkloster in Elsaß; es blieb ein Vorbild der nachfolgenden Klöster für Frauen im ganzen Lande. Selbst die Frauenklöster Deutschlands entstanden ein Jahrhundert später, standen aber jenem an Erkenntniß christlicher Wahrheit und Heiligkeit des Lebens keineswegs nach. Die heilige Walburga und die heilige Lioba, deren die Geschichte der Apostel Deutschlands erwähnt, haben die ersten und vorzüglichsten derselben errichtet. Die Namen Odilia, Walburga und Lioba leuchten gleich freundlichen Sternen aus dem Dunkel alter, längst vergangener Zeiten hervor, und sollten von uns Deutschen noch immer mit Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe genannt werden.

IV.

Die heilige Idda.

Gräfin von Toggenburg und Kirchberg.

Schon vor mehr als tausend Jahren gehörten die damaligen Grafen von Kirchberg, einem Schlosse an der Iller, nicht weit von der Stadt Ulm, zu den angesehensten Familien des hohen Adels in Deutschland. Wie gottselig und wie reich sie gewesen, erhellt auch daraus, daß die Grafen Otto und Hermann, zwei Brüder, im Jahre 1089 die Abtei Wiblingen bei Kirchberg gestiftet haben.

Aus dieser erlauchten Familie stammte die Gräfin Idda ab. Sie erblickte das Licht des Lebens im Jahre 1172. Ihre frommen Aeltern erzogen sie in unsrer heiligen Religion und zu jeder christlichen Tugend. Sie unterrichteten sie in feiner Sitte, und in Allem, was man von einem adeligen Fräulein jener Zeit nur immer fordern konnte. Nicht nur zu zierlichen, weiblichen Arbeiten, sondern auch zu häuslichen Geschäften, auf die sich jede Edelfrau jener Zeit wohl verstehen mußte, wurde Idda fleißig angehalten. Sie blühte sehr schön heran, und ward an Verstand und Herzensgüte, an Bescheidenheit und Sittsamkeit eine Zierde des deutschen Adels.

Als der Herzog Philipp von Schwaben im Jahre 1179 zum deutschen Kaiser erwählt worden, hat man ihm zu Ehren in Köln am Rhein ein großes Turnier veranstaltet. Solche Ritterspiele oder vielmehr ritterliche Uebungen wurden damals von Kaisern und Herzogen öfter angeordnet, damit der junge Ritteradel angefeuert werde, sich in den Waffen, in Führung der Lanze und des Schwertes zu üben. Nur Ritter von adeliger Geburt durften an diesen Kampfspielen theilnehmen, und sich um die ausgesetzten Preise bewerben; die Frauen und Fräulein der Ritter schauten auf erhöhten Sitzen außer dem Kampfplatze zu; die sittsamsten und schönsten aus ihnen, ertheilten am Ende des Kampfes jedem Ritter den ihm von den Kampfrichtern zuerkannten Preis, der Dank genannt. Bei jenem Turnier in Köln, einem der prachtvollsten, fand sich ein großer Theil von den Rittern Deutschlands, besonders aber aus Schwaben, ein; auch eine unermeßliche Menge Volkes versammelte sich, um zuzuschauen.

Ein junger Graf von Toggenburg aus der Schweiz bewährte sich als den tapfersten und gewandtesten aus allen Rittern, und ihm ward der erste Preis zugesprochen. Er empfing ihn aus der Hand Iddas, als der sittsamsten und schönsten aus allen gegenwärtigen Frauen und Fräulein.

Der ritterliche junge Graf, Heinrich von Toggenburg, gab der jungen Gräfin von Kirchberg den

Vorzug vor allen Fräulein Deutschlands und der Schweiz. Er kam nach Kirchberg, und bat um ihre Hand. Die Aeltern und auch Idda waren darüber sehr erfreut, denn Heinrich war nicht nur in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann, sondern auch ein großer Herr. Seine Grafschaft war von so weitem Umfange, daß man von seinem Schlosse Toggenburg, das auf einem hohen steilen Felsen gegründet war, nur einen kleinen Theil derselben übersehen konnte.

Heinrich und Idda wurden mit einander verlobt. Der Graf überreichte seiner Braut einen kostbaren Ring vom feinsten Golde mit glänzenden Edelsteinen besetzt. Das Hochzeitfest sollte aber zu Toggenburg gefeiert werden.

Nach wenigen Tagen kam Graf Heinrich mit großem Gefolge in Kirchberg an, um seine Braut abzuholen. Beide Aeltern begleiteten sie. In der Grafschaft und auf dem Schlosse waren zum Empfange der gräflichen Braut die herrlichsten Anstalten gemacht. Die Ritter, Edelknechte und übrigen Kriegsleute des Grafen zogen, alle zu Pferd und in glänzender Rüstung, ihr in wohlgeordneten Schaaren entgegen. Eine Menge Landvolkes, Männer und Weiber, alle festlich gekleidet, standen zu beiden Seiten der Straßen. Die Schloßpforte war mit grünen Zweigen geziert. In dem Schloßhofe waren die Frauen und Töchter der Ritter und aller Diener des Grafen in ihrem besten Putze versammelt. Auf dem

Vorplatze der innern, mit Blumenkränzen geschmückten Pforte des Schlosses standen der Abt und die Geistlichen des Klosters Fischingen, das die Voreltern des Grafen gestiftet hatten. Trompetenschall und allgemeiner Freudenruf begrüßten die Braut. Der Abt segnete ihre Ehe in der Schloßkapelle feierlich ein. Das Hochzeitfest dauerte mehrere Tage.

Gräfin Idda lebte mit ihrem geliebten Grafen Heinrich in sehr glücklicher Ehe. Sie fand zwar bald, daß der Graf zum Jähzorn geneigt sey, und manchmal über eine Kleinigkeit, die ihm mißfiel, höchst aufgebracht werde; allein durch ihr sanftes, kluges Betragen wußte sie ihn allemal zu besänftigen. Mit ihren Dienstboten, die alle sie ehrten, liebten und ihr willig gehorchten, war die edle gütige Frau sehr zufrieden. Nur der Kammerjunker des Grafen mißfiel ihr. Dieser Mann hatte durch seine feinen Schmeicheleien das ganze Zutrauen seines Herrn gewonnen. Die Gräfin aber, der jeder Schmeichler zuwider war, wußte den feinen, gewandten Junker besser zu beurtheilen und überzeugte sich, er sey ein falscher, eigenliebiger Mensch. Er suchte den Grafen zu unnützem Aufwande, zu beständigen und übermäßigen Lustbarkeiten, ja durch falsche Angaben sogar zur Ungerechtigkeit gegen die Unterthanen zu verleiten; die Gräfin aber wußte seine bösen Anschläge fast immer zu vereiteln. Der Bösewicht fing deßhalb an, sie grimmig zu hassen. Er verbarg je-

doch seinen Haß in seinem Herzen und heuchelte gegen die Gräfin die tiefste Ehrfurcht. So oft er ihr begegnete, verneigte er sich fast bis zur Erde.

Nach einiger Zeit nahm der Graf einen Jäger in den Dienst, einen redlichen, treuherzigen jungen Mann. Da der neuangestellte Jäger sich ausnehmend gut auf die Jagd verstand, so machte der Graf ihn zu seinem Leibjäger, und nahm gar oft nur ihn allein mit auf die Jagd. Er fand an den aufrichtigen, manchmal etwas einfältigen Reden des Jägers mehr Wohlgefallen als an den falschen, schlauüberlegten Schmeicheleien des Junkers. Der Graf gewann seinen Jäger mit jedem Tage lieber, und sprach nie von ihm, ohne ihn zu loben. Der Junker fürchtete, der Jäger werde ihn noch ganz aus der Gunst des Grafen verdrängen und trachtete von nun an, seinen Herrn dahin zu bringen, daß er den Jäger fortjage. Der Graf sagte einmal: „Das muß wahr seyn! Mein Leibjäger ist nicht nur ein guter Weidmann, sondern in Allem ein recht guter Mann. Er gefällt mir und meiner Gemahlin sehr wohl.“ Der Junker murmelte wie für sich, als wolle er nicht, daß der Graf es höre, aber doch laut genug, daß er es hörte: „Ich fürchte, die Frau Gräfin finde nur gar zu großes Wohlgefallen an dem schönen Jäger.“ Der Graf war von der Treue, der edlen Denkungsart, und der Frömmigkeit seiner Gemahlin zu fest überzeugt, als daß er hätte eifersüchtig werden können.

Mit großem Unwillen rief er: „Solche Reden will ich nie mehr aus deinem Munde vernehmen, sonst sollst du, von dem Augenblicke an, mein Angesicht nie mehr sehen. Meine Gemahlin ist rein und schuldlos wie ein Engel!"

An einem hellen, warmen Frühlingstage kam es der Gräfin in den Sinn, die schönen Kleider, die sie mit hieher gebracht hatte, und die den Winter über in den Kästen verschlossen waren, auf einer der Zinnen des Schlosses zu sonnen, zu der sie allein den Schlüssel hatte. Auch ihren Schmuck brachte sie dahin, und reinigte und putzte ihn, daß alles Gold so hell glänzte, als wäre es eben aus der Hand des Goldschmieds gekommen. Sie ging, noch einiges andere Geschmeide zu holen. In den wenigen Augenblicken, bis sie wieder kam, flog ein Vogel, ein Rabe oder eine Dohle herbei, und trug ihren Vermählungsring im Schnabel davon. Erst gegen Abend, als sie ihre Kostbarkeiten wieder zurücktragen und verwahren wollte, vermißte sie den Ring.

„Es ist mir unbegreiflich, sprach sie, daß gerade das kostbarste von allen diesen Kleinodien nicht mehr da ist. Ich weiß es gewiß, daß den ganzen Tag hindurch, außer mir, keine Seele hieher gekommen ist. Wo befindet sich also der Ring?" Sie dachte, vielleicht habe sie den Ring, so unwahrscheinlich es ihr auch war, aus Unachtsamkeit gar nicht hieher gebracht. Sie suchte überall nach, allein vergebens!

Sie war über diesen Verlust sehr bekümmert. Sie sagte aber Niemanden davon, als ihrer getreuen Kammerjungfer Thekla, die ihr suchen half; sie hoffte noch immer, der Ring müsse doch noch zum Vorschein kommen. „Was würde mein Gemahl sagen, seufzte sie, wenn er an festlichen Tagen den Ring nicht mehr an meinem Finger erblickte!"

Der Leibjäger des Grafen ging nach einigen Tagen in den Wald, um den Stand des Wildes auszuforschen, damit der Graf, wenn es ihm wieder zu jagen beliebte, eine glückliche Jagd haben möge. Da sah er hoch auf einem Baume ein großes Vogelnest und hörte die jungen Vögel krächzen. Er kletterte hinauf, um die Jungen auszunehmen. Da fiel ihm der Ring in die Hand. Er hatte über diesen Fund große Freude, obwohl er den kostbaren Ring nicht zu schätzen wußte, noch viel weniger daran dachte, wem er vielleicht gehört habe. Er steckte den Ring an den Finger, trug ihn unverhohlen, und bildete sich auf diesen Schmuck nicht wenig ein. Der Kammerjunker erblickte den Ring an dem Finger des Jägers, und dachte: „Nun bin ich gerettet, und der verhaßte Jäger ist verloren."

Am folgenden Tage gegen Abend wollte der Graf auf die Jagd reiten. Sein Jagdpferd, das ein Reitknecht am Zügel hielt, stand bereit. Da flüsterte der Kammerjunker dem Grafen in die Ohren: „Leider ist es doch so, wie ich immer vermuthet habe! Die

gnädige Frau Gräfin hat sogar den kostbaren Mähl-ring, den sie aus der Hand Eurer Gnaden erhalten hat, dem Jäger geschenkt." — „Wie, Du, Jäger-bursch, schrie er laut, komm einmal her und zeige dem Herrn Grafen deine linke Hand."

Der gute Jäger kam herbei, hielt seine Hand dem Grafen hin, und meinte, der schöne Ring werde dem Herrn sehr wohl gefallen. Der Graf aber ent-setzte sich und rief ergrimmt: „Kerl, woher hast du diesen Ring?" Der Jäger sagte: „In einem Raben-neste auf einem Baum des Waldes habe ich ihn ge-funden." Der Graf hatte nie gehört, daß derglei-chen Vögel glänzendes Metall zu stehlen und in ihr Nest zu tragen pflegen. Er hielt die Rede des Jä-gers für eine freche Lüge und kam vor Wuth ganz außer sich. Er riß ihm den Ring vom Finger, und schrie seinen Kriegsknechten zu, die am Thore Wache hielten: „Auf! und bindet den Bösewicht dem Rosse da an den Schweif; dann peitscht es, daß es ihn zu todt schleife."

Die Knechte zauderten. Da riß er sein Schwert aus der Scheide und rief: „Wenn ihr mir nicht ge-horcht, so seyd ihr alle des Todes!" Die Knechte ergriffen den Jäger, der laut jammerte und seine Unschuld betheuerte, banden ihn dem Rosse an den Schweif, peitschten es, und das Roß sprengte, im-mer ausschlagend, den Berg hinab. Der Unglück-liche wurde von den Hufen des Rosses und den her-

vorstehenden Felsenecken am Wege vielfältig verwundet, und unten am blutbespritzten Wege des Berges gab er den Geist auf.

Idda saß in ihrem Zimmer an der entgegengesetzten Seite des Schlosses, bei dem offenen Fenster, von dem man über tiefe Thäler eine herrliche Aussicht auf grüne Wälder und die entfernteren mit Schnee bedeckten Gebirge hatte. Sie wußte nichts von Allem, was an der Schloßpforte vorgegangen war, und nähte emsig an einem neuen Kleide. Da kam ihre Kammerjungfer laut weinend und die Hände ringend herein und fing an, von dem schauerlichen blutigen Mord zu erzählen. Die Gräfin wurde blaß wie eine Leiche, zitterte und bebte. Allein plötzlich, ehe die Kammerjungfer noch ein Wort von dem Ringe, der Veranlassung dieser Greuelthat vorbringen konnte, stürzte der Graf wüthend in das Zimmer; seine Augen funkelten von Zorn, sein Mund schäumte, sein Angesicht war von Wuth entstellt. „Du gottloses, ungetreues Weib, schrie er, du mußt sterben," und schwang hoch in der Hand das blitzende Schwert. Die reine, schuldlose Seele ahnete gar nicht, warum er den Jäger habe ermorden lassen und warum er sie umbringen wolle. Sie fiel auf die Knie nieder, streckte beide Arme zum Himmel empor und rief: „O Du barmherziger Gott, erbarme Dich meiner! O liebster Heinrich, warum bist du gegen mich so schrecklich aufgebracht? Ach, lege doch dein Schwert weg!"

„Du hast Recht!“ schrie er, und warf sein Schwert weg. „Du bist zu schlecht, als daß ich mein gutes Schwert mit deinem Blute beflecken möchte.“ Er ergriff die unschuldige Gräfin, und stürzte sie durch das offene Fenster über den hohen, hier gänzlich steilen Berg hinab in die schauerliche Tiefe.

Idda fiel zwar unversehrt auf dichtes, weiches Moos, blieb aber lange, athemlos und ohne etwas von sich zu wissen, liegen. Als sie wieder zur Besinnung und zu Athem gekommen war, und zu der schwindlichen Höhe des Schlosses und zu dem Fenster, aus dem sie herabgestürzt worden, empor blickte, schauerte ihr, und sie bethete: „O großer, allmächtiger Gott, nur Du konntest mich erretten! Du hast mir deine heiligen Engel zu Hülfe geschickt, die mich auf ihren Händen getragen haben, damit ich nicht an einem Steine verletzt wurde.“

Sie dachte an den Grafen. Noch nie hatte sie einen Menschen in einer solchen Wuth gesehen. Sie zitterte vor ihm und flüchtete sich in ein nahes Gebüsch, damit er sie aus den Fenstern des Schlosses nicht sehe, herabkomme und sie ermorde. Erschöpft von Schrecken und Kummer, setzte sie sich, um sich zu erholen, in das Gras. Es wurde Abend; sie empfahl sich dem Schutze Gottes, legte sich hier nieder, und schlief sanft und ruhig, bis der Morgen anbrach

Als sie erwachte, dankte sie Gott für diesen ruhi-

gen Schlaf, der sie sehr gestärkt hatte, und machte sich auf, weiter zu gehen. Sie irrte lange zwischen Wald und Felsen umher, und kam immer tiefer in die Wildniß hinein. Lange fand sie keinen Ausweg. Endlich kam sie durch eine finstere Felsenschlucht in ein kleines, grünes Thal, das im Glanze der Sonne vor ihr lag. Das Thal war rings mit mancherlei Gesträuch, und weiter hin von dichterem Wald und rauhen Felsen umgeben. Oben in dem schmalen Thale brach eine Quelle aus einem Felsen hervor. Idda war hungrig und durstig. Einige Waldbeeren gewährten ihr eine kleine Erquickung; an der Quelle löschte sie ihren Durst. Hier setzte sie sich und dachte nach, was sie jetzt anfangen solle.

„Was soll ich noch in der Welt! seufzte sie. Wird der Graf, der mich tödten wollte, mir nicht ferner nach dem Leben trachten? Werden die Menschen mich, als ein Weib, das von ihrem eigenen Mann verstoßen und des Todes werth erachtet worden, nicht für eine Verbrecherin halten, und mich ihm ausliefern? — Ich will hier in dieser Wildniß bleiben. Gott, der mich wunderbar vom Tode errettet hat, kann mich auch in dieser Wildniß am Leben erhalten. Die alten Einsiedler der Wüste in Aegypten haben ja auch nur von Kräutern und Wurzeln gelebt und ein hohes Alter erreicht. Gott hat sie erhalten. Ich denke, es ist Gottes Wille, daß ich einstweilen hier bleibe. Er ließ es zu, daß

ich aus dem Hofleben, in dem ich vielen Zerstreuungen ausgesetzt war, und meine Andacht immer lauer wurde, auf eine gewaltsame Art, jedoch ohne daß mir sonst ein Leid geschah, herausgerissen worden. Gott hat mich in diese Wüste versetzt, damit ich wieder mit Ihm näher vereinigt werde. Er wird schon zu rechter Zeit, die Er allein weiß, einen guten Menschen hieher schicken, der mich wieder zu meinen lieben Aeltern bringt oder an irgend einen andern sichern Ort führt. Mein lieber himmlischer Vater mache es mit mir nach seinem heiligen Wohlgefallen."

Nicht weit von der Quelle bemerkte sie in der Felsenwand, eine kleine Vertiefung, die jedoch nicht so tief war, daß man sie eine Höhle hätte nennen können. „Hier, dachte sie, will ich versuchen, mir ein kleines Hüttlein zu erbauen; auch wird mir der Felsen gegen Sturm und Regen einigen Schutz geben." Sie fügte aus den dürren Stämmen junger Tannen, die sie in dem Walde fand, und aus grünen Tannenästen eine Art Hütte zusammen, die freilich nur sehr klein und armselig ausfiel, und kaum dem Hüttchen eines Feldhüters ähnlich war. Indeß war sie damit zufrieden, und sammelte trockenes Moos und trug es hinein zum Nachtlager.

Sie suchte nunmehr genießbare Kräuter auf und grub mit einem Stücke harten Holzes oder mit einem scharfen Steine nahrhafte Wurzeln aus. Sie sam-

melte Dornschlehen und Hambutten, auch Haselnüsse und Buchnüsse. So oft sie im Walde eine Haselstaude voll Nüsse entdeckte, oder zu einem Buchbaum kam und den Boden mit den herabgefallenen Buchnüssen bedeckt sah, dankte sie Gott für diese Wohlthaten. Sie mußte doch niemals hungrig zu Bette gehen. Sie lebte, im Vertrauen auf Gott ohne Nahrungssorgen und zufrieden.

Sie dachte wohl öfter daran, wie viel sie verloren hatte. Anstatt eines prächtigen Schlosses, bewohnte sie nur eine höchst dürftige Hütte, anstatt in einem feinen weichen Bette, schlief sie auf Moos, anstatt einer gräflichen Tafel hatte sie nur geringe Speisen. Es fiel ihr aber gar nicht ein, sich darüber zu beklagen. „Ich habe freilich nichts mehr von allen Bequemlichkeiten des Lebens, von all meinen Schätzen und Kostbarkeiten, sprach sie; allein ich habe doch noch die Sonne, die mir alle Tage in goldener Pracht aufgeht, und mir den ganzen Tag hindurch leuchtet, und der Mond scheint mit silberhellem Glanze zu Nacht durch meine Bäume; und was ist dagegen alles Gold und Silber! Die mancherlei Waldblumen sind schöner als Sammet und Seide, und der Thau daran funkelt prächtiger als Edelsteine. Ich bin also noch immer reich genug. O Du mein Gott! Sey nur Du meine Sonne, und erleuchte Du meine Seele; der Thau deiner Gnade befeuchte und erquicke mein Herz! So geht

mir Das über alle Schätze der Welt, ja sogar über die Herrlichkeit all Deiner sichtbaren Werke!"

Nur das schmerzte sie, daß sie keine Kirche mehr besuchen konnte. Sie hatte sich früherhin an jedem Sonn- und Festtage in die Klosterkirche zu Fischingen begeben, das Wort Gottes angehört und dem Gottesdienste beigewohnt. Um jedoch jetzt in ihrer Einsamkeit nicht ohne alles christliche Zeichen zu seyn, fügte sie aus zwei Trümmern eines bemoosten, halbverwitterten Baumstammes, ein Kreuz zusammen und stellte es vor dem Eingange ihrer Hütte auf. „Im Kreuze, sagte sie, oder vielmehr in Demjenigen, an Den dieses Zeichen erinnert, und Der für uns am Kreuze gestorben, ist allein Heil!" So oft sie aus und einging, und das Kreuz vor ihrer Hütte ansah, dachte sie daran, was Jesus für uns sündige Menschen am Kreuze gelitten hat, und ward von seiner Liebe gerührt, und fand Trost und Kraft in allen Leiden.

Sie befolgte das Wort Jesu: „Bethet immer!" Wann der Morgen anbrach und der Gesang der Vögel im Walde sie weckte, dankte sie Gott, daß Er sie die Nacht hindurch so sanft und süß hatte schlafen lassen und daß Er sie vor wilden Thieren beschützt hatte; sie flehte zu Ihm, daß Er sie den Tag hindurch vor Ungeduld und Kleinmuth und vor jeder Sünde bewahren wolle. Bei der vielen Arbeit, die ihr das Ausgraben und Waschen der Wurzeln,

das Aufsuchen der Kräuter, das Einsammeln der Waldfrüchte und das Flechten von Binsenkörbchen machte, um die Früchte darin aufzubewahren, hatte sie ihr Herz immer bei Gott. Nie aß sie von ihrem dürftigen Vorrathe an Speisen, nie trank sie aus der Quelle ohne Gott für seine Gaben zu danken. Bevor sie Abends sich niederlegte auf ihr Lager von Moos, dankte sie allemal Gott für alle den Tag über empfangene Wohlthaten — daß Er es ihr an Speis und Trank nicht habe fehlen lassen, daß Er sie in dieser Wüste immer gesund erhalte, daß Er ihr immer gute, fromme Gedanken eingebe und sie mit himmlischem Trost erquicke; und sie bat Ihn, sie auch diese Nacht über in seinen heiligen Schutz zu nehmen. Mit den Gedanken an Gott schlief sie ein.

Wie das Bethen, so war auch das Betrachten ihr ein stetes Geschäft. Es kam ihr sehr wohl, daß sie von Kindheit an die sonn- und festtäglichen Evangelien fleißig gelesen und alle wohl inne hatte. Sie durchging die ganze Geschichte Jesu öfter, und erfreute, tröstete und erbaute sich an all den lehrreichen Begebenheiten.

Mit besonderer Andacht bedachte sie, was in dem Evangelium von Maria, der Mutter Jesu und auch von andern frommen Frauen erzählt wird. Es lohnt sich der Mühe, daß auch wir einen Blick auf diese

schönen Beispiele werfen; deßhalb werden sie, mit so wenigen Worten, als es füglich geschehen kann, hier in Erinnerung gebracht.

Maria, die Mutter des Herrn, die heiligste aller Jungfrauen, mache den Anfang. Der Engel nannte sie die Gnadenvolle und sprach zu ihr: „Der Herr ist mit Dir!“ Könnte ein Engel dieses auch von Jedem aus uns sagen? Maria sprach: „Sieh, ich bin eine Dienstmagd des Herrn!“ Möchte jede Menschenseele dieses in Wahrheit von sich sagen können! Elisabeth sagte: „Selig bist Du, daß Du geglaubt hast!“ Auch wir können nur durch den Glauben selig werden. Maria sprach in ihrem herrlichen Lobgesang: „Meine Seele erhebe den Herrn, und mein Geist frohlocke in Gott, meinem Heilande!“ Auch wir wollen in diesen Lobgesang einstimmen! Maria an der Krippe Jesu vernahm von den Hirten, welche Freude ein Engel allem Volke verkündet, und welchen Lobgesang Chöre der Engel angestimmt haben, und behielt alle diese Worte und überlegte sie in ihrem Herzen. Auch wir wollen jedes Wort, das von Gott kommt, bewahren, überlegen und darnach leben; nur dann kann Freude und Frieden auch uns zu Theil werden. Maria trug das göttliche Kind in den Tempel, und der ehrwürdige Greis Simeon, nannte es das Licht und Heil der Welt. Jesus sey auch unser Licht und Heil! Maria sagte auf der Hochzeit zu Kana ein Wort zu den Die-

nern, das allen Menschen gilt: „Alles, was Er euch sagt, das thut.“

Die Samariterin am Jakobsbrunnen war die erste, der sich Jesus als Christus den Herrn zu erkennen gab, weil sie ihre Sündhaftigkeit erkannte, über die wahre Anbethung Gottes belehrt werden wollte, und auf den Erlöser hoffte. Ihr sagte Er die denkwürdigen Worte: „Gott ist ein Geist, und die Ihn anbethen, müssen Ihn im Geiste und in der Wahrheit anbethen.“ O möchten auch wir uns bestreben, Ihn so anzubethen! An diesem Brunnen verglich Jesus seine Lehre und seinen Geist zu einer Quelle, die fortquillt in das ewige Leben. Möchten auch wir aus dieser Lebensquelle schöpfen! Diese Samariterin war gleichsam die erste Evangelistin, auf deren Rede ihre Mitbürger sich zu Jesus nahten, Ihn hörten, an Ihn glaubten und bekannten: „Wir glauben nunmehr nicht wegen deiner Rede; denn wir haben Ihn selbst gehört, und wissen nun, daß Dieser wahrhaft Christus ist, der Heiland der Welt.“

Eine fromme Israelitin, die lang an einer unheilbaren Krankheit litt, dachte: „Wenn ich nur sein Kleid anrühre, so werde ich gesund!“ Wie rührend sind diese Worte! Wie zart und wie stark war ihr Glaube, ihr Vertrauen, Jesus könne und wolle helfen! Sie ging Ihm nach, rührte den Saum seines Kleides an, und wurde augenblicklich gesund.

So sollen auch wir in Einfalt des Herzens, voll Glauben und Vertrauen, bei allen Nöthen Leibes und der Seele unsere Zuflucht zu Jesus nehmen.

Die Mutter einer kranken Tochter kam aus Kanaan, dem Lande der Heiden, über die Gränze und rief: „Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Jesus, der für jetzt nur zu den Kindern Israels gesandt war, sagte, sie solle zuerst die Kinder satt werden lassen; sie aber antwortete: „Ja freilich, Herr! aber auch die Hündlein essen von den Brosamen, die von dem Tische ihrer Herren fallen!“ Jesus sprach: „O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe wie du willst! Und von derselben Stunde an war ihre Tochter gesund Wer möchte nicht auch so voll Glaubens und so demüthig auf Jesus vertrauen!

Eine arme Wittwe legte zwei Scherflein, die zusammen einen Pfennig betragen, in den Opferkasten; viele Reichen aber warfen große Geldstücke hinein. Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr gegeben, als alle, die in den Opferkasten gelegt haben. Denn sie alle haben nur von ihrem Ueberflusse hinein geworfen, diese arme Wittwe aber gab, bei ihrer Armuth, Alles hin, was sie hatte, ihren ganzen Lebensunterhalt.“ So sieht Jesus mehr auf den guten Willen des Gebers als auf die Gabe; auch läßt Er nicht das geringste Gute unbemerkt.

Maria Magdalena benetzte die Füße Jesu mit Thränen der Reue, trocknete sie mit ihren Haaren, und küßte sie voll Andacht und Liebe, und Jesus sagte von ihr: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie so viel geliebt hat.“ Zu ihr aber sprach Er: „Deine Sünden sind dir vergeben! Dein Glaube hat dir geholfen. Geh hin im Frieden!“ Der Glaube an Jesus, aufrichtige Reue aus inniger Liebe zu Jesus, erhält Vergebung der Sünden.

Martha und Maria, zwei Schwestern zu Bethanien, nahmen Jesus, wann Er auf seinen Reisen dahin kam, in ihr Haus auf. Martha gab sich viele Mühe, Ihn reichlich zu bewirthen; Maria setzte sich zu den Füßen Jesu, und hörte sein Wort. Da sprach Jesus: „Martha, Martha, du machst dir viele Sorgen und bekümmerst dich um viele Dinge. Eines nur ist nothwendig; Maria hat den besten Theil erwählt, der nicht von ihr wird genommen werden.“ Als Lazarus, der Bruder der zwei Schwestern, gestorben war und Jesus vier Tage später nach Bethanien kam, eilte Martha Ihm entgegen und rief: „O Herr, wenn Du da gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben. Aber ich weiß, um was Du auch jetzt noch Gott bitten wirst, das wird Dir Gott geben.“ Jesus sprach: „Dein Bruder wird auferstehen. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an Mich glaubt, wird leben, obgleich er stürbe. Glaubst du das?“ Sie sprach: „Herr!

ja ich glaube, Du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.“ Maria, die auch herbei kam, und weinend Jesu zu Füßen fiel, hatte eben diesen Glauben. Jesus ging zum Grabe und rief den Todten lebend aus dem Grabe hervor — und bewährte so sich als die Auferstehung und das Leben. — Die drei dankbaren Geschwister bereiteten Jesu eine Abendmahlzeit. Lazarus saß mit zu Tische, Martha bediente Jesus, Maria salbte die Füße Jesu mit kostbarem Nardenöl, und das ganze Haus wurde mit Wohlgeruch erfüllt. Jesus nahm diesen Beweis von Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gütig auf und sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, Ich sage euch, wo immer das Evangelium in der ganzen Welt wird geprediget werden, da wird auch, was sie jetzt gethan hat, zu ihrem Andenken erzählt werden.“ Noch mehr aber als die Salbung mit kostbarem Nardenöl gefiel Jesu der stille Sinn, die Innigkeit Mariens, womit sie die Worte Jesu angehört und zu Herzen genommen. Ihr hat sich Jesus, der Auferstandene bei dem leeren Grabe im Garten, so unaussprechlich liebreich und freundlich geoffenbart, daß die kurze Geschichte davon Jedem, der sie einmal gelesen oder gehört hat, für immer unvergeßlich bleiben muß.

Maria, die Mutter Jesu mache, so wie den Anfang, auch den Beschluß dieser Beispiele. Sie, die Heiligste, die voll treuer Liebe unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes gestanden und deren Seele,

nach Simeons Weissagung, ein Schwert des Schmerzens durchdrungen, blieb im Glauben an Gott, aufrecht unter dem Kreuze stehen und unterlag nicht dem Schmerz. Sie erfreute sich, mit allen Jüngern und Jüngerinnen, der Auferstehung Jesu; sie war mit ihnen Ein Herz und Eine Seele; sie blieb mit den Aposteln im Saale einmüthig im Gebethe, und wartete mit ihnen auf den verheißenen heiligen Geist, welche Verheißung denn auch am Pfingsttage auf das herrlichste erfüllt worden. Maria ist das schönste Beispiel des Glaubens an Gott, der Seligkeit in Gott, der Liebe zu den Menschen, der tiefsten Demuth, der vollkommensten Geduld und Sanftmuth, und aller Tugenden.

Diese schönen Beispiele der heiligsten Jungfrau und auch der andern frommen Frauen hat Idda in ihrer tiefen Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt oft betrachtet. Wir können dieses aus ihrem Leben abnehmen, das diesen schönen Vorbildern nachgebildet war.

Unter solchen Betrachtungen und mit Gebeth und Arbeit, brachte Idda in der einsamen Wildniß mehrere Jahre zu. Wie viele, weiß man nicht bestimmt; so viele es aber auch seyn mochten, nie fühlte sie Langeweile, immer war sie in ihrer armseligen Hütte, bei aller Armuth und allem Mangel zufrieden und selig in Gott.

Mit dem Grafen Heinrich aber in der hohen,

stolzen Toggenburg, wo er an Allem Ueberfluß hatte, war es nicht so. Er führte ein freudenloses, trauriges Leben, ja man fürchtete, er werde gar verzweifeln. So bald er die zwei grausamen Thaten an seiner frommen, edlen Gemahlin und dem wackern Jäger vollbracht hatte, wurde es ihm ganz anders zu Muthe. Stumm, starr, und wie versteinert stand er da. Das Feuer seines Zorns legte sich, und eiskalter Schauder überfiel ihn. Die Mauern der Burg schienen um ihn zu wanken; ein allgemeines Jammergeschrei aller Bewohner der Burg erhob sich, und alle seine Dienstleute entflohen nach und nach; nur seine beeidigten Kriegsknechte hielten es noch bei ihm aus, aber auch diese gingen traurig und stillschweigend umher und vermieden es, ihn anzusehen.

In der ganzen Grafschaft herrschte seit jenem unglücklichen Tage noch immer über Iddas Verlust Betrübniß. Noch jetzt jammerten die Leute, die irgend in eine Noth kamen: „Ach, daß Idda noch lebte, so würde uns gewiß geholfen! O die gute, gute, liebe Gräfin! Sie war so liebreich, so freundlich gegen alle Menschen, so wohlthätig gegen die Armen. Die niedrigsten Hütten, wo sich Kranke befanden, besuchte sie und nahm sich ihrer an!"

Graf Heinrich aber hatte alle Liebe, alles Zutrauen seiner Unterthanen verloren. Wann er in eines seiner Dörfer hinabkam, wo sich ihm sonst alle Fenster öffneten, wo aus allen Hausthüren erfreute

Menschen herauskamen, und ihn freundlich begrüßten, da ließ sich jetzt kein Mensch sehen. Das Dorf war wie ausgestorben. Wenn irgendwo im Felde eine Schaar Kinder mit einander spielte, da sprangen alle, sobald sie ihn erblickten, aus einander und entliefen, wie die Lämmer, wann der Wolf kommt.

Der Graf ging von nun an öfter ganz allein auf die Jagd. Er hatte keinen Leibjäger mehr, denn für so ehrenvoll und einträglich man diesen Dienst hielt, und so viele sich sonst um diese Stelle beworben haben, so meldete sich jetzt kein Mensch. Es war aber auch dem Grafen gar nicht um das Jagen, er wollte nur fern von den Menschen in dem Dunkel der Wälder seinen traurigen Gedanken nachhängen.

Da begegnete ihm eines Tages im Walde ein eisgrauer Mann, Namens Oswald, der älteste Förster der Grafschaft, der ehemals bei dem Vater des Grafen Leibjäger gewesen. Er hatte den kleinen Grafen Heinrich hundertmal auf den Armen getragen, ihm kleine Jagdgeschichtchen erzählt, ihm allemal etwas aus dem Walde, einen Zweig mit Beeren, eine seltene Blume, einen Vogel oder ein Eichhörnchen mitgebracht, und ihm tausend Freuden gemacht. Dem ehrwürdigen Greise schossen, sobald er den Grafen erblickte, die Thränen in die Augen und er fing an, schmerzlich zu weinen.

„Was fehlt dir, Alter, fragte der Graf, warum weinest du?“

„Ach, antwortete der Förster, und trocknete sich mit seinem Taschentuche die Augen: „Wie möcht Ihr noch fragen? Seit ich die traurige Geschichte vernommen habe, habe ich um Euch schon viele Zähren vergossen, und Euch noch mehr bedauert, als Eure getreue Gemahlin und den schuldlosen Jäger!“

„Getreu? schuldlos? rief der Graf, das ist nicht so!“

„Es ist so!“ sprach der Förster mit großem Ernst und Nachdruck. „Hört mich nur einmal an. Bei uns Jägern allen ist es eine ausgemachte Sache, und uns aus alter Erfahrung wohl bekannt, daß die Raben, Dohlen und Aelstern, was sie von Gold oder Silber finden und wegzutragen vermögen, begierig stehlen, und es in ihrem Neste aufbewahren. Warum sie das thun, wissen wir nicht. Jedoch der Geizige macht es ja auch so, ohne von dem Golde oder Silber, das er zusammenrafft oder aufbewahrt, irgend einen Gebrauch zu machen. Doch dieß bei Seite, und hört weiter. Mit dem vermißten Ringe ging es nun so: Der unglückliche Jäger hat seinen Kameraden und vielen jungen Burschen den Ring gezeigt, ihnen erzählt, er habe ihn in einem Vogelneste auf einem Baume gefunden; er hat den Ring auch öffentlich getragen, und ihn mit Freuden jedem Neugierigen gezeigt. Die Leute, die den Ring nicht zu schätzen wußten, machten eben nicht viel aus der Sache, und redeten nicht mehr davon. Ferner hat

die wackere Kammerjungfer Thekla mir und vielen andern Leuten erzählt, die Gräfin habe auf der Zinne des Schlosses ihre Kostbarkeiten auf einem Tische ausgelegt, und sie geputzt. Da habe, als sie nur wenige Augenblicke weggegangen war, der Ring, das liebste Stück aus allen ihren Kleinodien, weil sie ihn aus Eurer Hand bekommen hatte, gefehlt. Sie habe es für unmöglich gehalten, daß der Ring gestohlen worden, weil Niemand als sie auf den Altan kommen konnte. Sie habe über diesen Verlust einen großen Jammer gehabt, aber Niemanden, als der Thekla die ihr suchen half, davon gesagt, und derselben verboten, Jemanden davon zu erzählen, weil sie noch immer hoffte, der Ring müsse sich wieder vorfinden. Nun, mein liebster Herr Graf, lassen sich diese Geschichten gar wohl zusammenreimen. Es ist klar, daß einer der schwarzen Vögel, die immer um den hohen Thurm Eurer Burg herumfliegen, den Ring erblickt, gestohlen, und in sein Nest getragen hat. Es kann gar nicht anders seyn. Es wäre gar zu unsinnig, nur zu denken, daß die kluge, verständige Gräfin, wenn sie, was aber nicht ist und nicht seyn kann, ein unerlaubtes, geheimes Einverständniß mit dem Jäger gehabt hätte, ihren Vermählungsring ihm geschenkt hätte, ohne ihm zu verbieten, den Ring öffentlich zu tragen, und so ihr Geheimniß aller Welt bekannt zu machen, und den Beweis ihrer Untreue vor Augen zu legen. Ach,

es ist gar nicht möglich, daß die edle Gräfin sich so wegwerfen könnte, einen gemeinen Jägerbursch, der sich zwar gut auf die Jagd, aber sonst auf nichts verstand, der zwar ein ehrlicher Kerl, aber ohne alle feine Lebensart ist, daß sie, sag ich, einen solchen Menschen dem edlen, tapfern, in aller Welt geachteten und berühmten Grafen von Toggenburg, den sie, wie ich gewiß weiß, innig liebte, hätte vorziehen können. Das zu glauben, wäre Unsinn. Aber so geht es! die Eifersucht hat schon manchen wahnsinnig gemacht, daß er Dinge zu sehen glaubte, und sie für wahr hielt, die unmöglich sind. Der Zorn aber ist eine Art von Wuth und Raserei; was man im Zorn thut, hat man noch immer zu bereuen Ursache gehabt. Man kann sich davor nicht genug in Acht nehmen! Uebrigens habt nicht Ihr die größere Schuld an dem zweifachen Unglücke, sondern Euer Kammerjunker, der schlechte Kerl, der Schmeichler, der Ohrenbläser, der falsche Angeber. Er hat gewußt, wie der Jäger zu dem Ringe gekommen. Der Bösewicht hat Euch geradezu belogen."

Der Graf schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, brach in einen Strom von Thränen aus und rief: „Nun erst bin ich ein unglücklicher Mann! Nun könnte mein Elend nicht größer seyn! O Idda, Idda, so warst du denn unschuldig! — Bester Oswald, ach kommt doch mit mir, bleibt bei mir, habt auf mich Acht. Ich möchte mir sonst ein Leid anthun."

Oswald, der Förster ging mit ihm, und suchte ihn zu trösten. Am folgenden Tage aber führte ihn der Förster zu dem Abte von Fischingen. „Denn dieser fromme, weise Mann, sagte er, kann Euch besser als ich trösten und beruhigen.“

Nach langer Zeit ging der Förster Oswald, eines Morgens, weit hinein in den Wald, um Bäume aufzusuchen, deren Holz zu vorzüglich schönen Tischler- und Drechslerarbeiten tauglich wäre. Man hatte solche Holzarten, die hier zu Lande etwas selten waren, von ihm verlangt, und er wollte selbst nachsehen. Er verirrte sich, kam in die rauheste Gegend der Wildniß, und wußte zwischen Felsen und Gebüschen sich nicht mehr zurecht zu finden. An einem Bächlein bemerkte er im Sande Fußstapfen und zwar eines Menschen, der mit bloßen Füßen hier gegangen war. Die Spur verlor sich auf dem festeren Boden sogleich wieder dem Auge, aber der Hund des Försters gab Laut und verfolgte die Spur. Der Förster ging dem Hunde, längs dem Bächlein hin, nach, bis zu dem Felsen, aus dem das Wasser hervorquoll. Da erblickte er die kleine niedrige Hütte, vor der das Kreuz stand. Er dachte verwundert: „Sollte wohl ein Einsiedler seine Wohnung hier aufgeschlagen haben!“

Er ging hin, und rief hinein: „Wer du auch seyst, komm heraus!“ Idda kam heraus. Ihr Angesicht war blaß und abgezehrt, ihre Kleidung sehr

armselig, abgetragen, veraltet und hie und da zerrissen, ihre Füße waren bloß. Der Förster erkannte sie aber sogleich, trat mit erhobenen, weit ausgebreiteten Armen, drei Schritte zurück, und rief erstaunt: „Seyd Ihr die Gräfin Idda, oder sehe ich Euren Geist.“

Idda sprach: „Ich bin es! Lebt Graf Heinrich noch und ist er noch gegen mich aufgebracht?“

„Er lebt noch, sprach der Jäger, und erkennt, daß Ihr unschuldig seyd! Ach, Ihr wißt nicht, wie schrecklich er hintergangen worden.“

Idda sagte: „Meine Füße tragen mich nicht mehr! Kommt mit mir, setzt Euch zu mir auf das Felsenstück dort, und erzählt mir!“

Oswald erzählte ihr die Geschichte des Ringes, die ihr noch unbekannt war, und den Grafen zu einem so gräßlichen Verbrechen gegen seine schuldlose Gemahlin verleitet hatte. „Ach, sagte Oswald am Ende seiner Erzählung, schon damals, als Graf Heinrich Euch noch für schuldig hielt, hat er seine grausame That bereut. Den Kammerjunker, der herbeikam, ihn süß und freundlich zu trösten, hat er für immer aus der Burg verwiesen. Als er aber sich überzeugte, daß ihr ganz unschuldig gewesen, so war seine Reue unbeschreiblich. Er kam wie von Sinnen und verzweifelte fast. Er schlug sich auf die Brust und an die Stirne, und raufte sich die Haare. Wir hatten Mühe ihn abzuhalten, daß er sich nicht gar

das Leben nahm. Heinrich hat jedoch sein Herz zu Gott gewendet, und zu Jesus, durch Den alle reuige Sünder bei Gott Gnade finden. O wie oft rief er so heftig, daß es mir durch Mark und Bein ging: „Ach, Idda, Idda, Idda! Dich, Dich, Du Engel des Himmels, konnte ich Teufel ermorden! O meine Schuld ist größer, als daß ich noch je bei Gott Gnade finden könnte!“ Nunmehr ist er ruhiger und gefaßter. Der Abt Kuno hat ihn mit Gottes Hülfe wieder zurecht gebracht. Noch immer ist er aber sehr leidend. Ihr werdet ihn, wann ihr ihn seht, gar nicht mehr kennen. Er ist gar nicht mehr jener stolze, aufbrausende Mann; man findet keine Spur mehr von jenem unglücklichen Jähzorn an ihm; er ist sanft und mild gegen alle Menschen. Noch immer spricht er mit Augen voll Thränen von seiner geliebten Gemahlin!“

„Nun, Gottlob, sprach Idda, daß er meine Unschuld, um was ich immer zu Gott gefleht habe, erkennt; Gott sey Dank, daß Graf Heinrich ein besserer Mensch geworden!“

Oswald sprach hierauf: „Aber nun, meine theure gnädige Frau, erzählt auch mir, wie es doch möglich war, daß ich Euch noch am Leben finde! Wir alle hielten Euch für todt, obwohl man zwischen den Felsen und in der tiefen mit Wasser gefüllten Schlucht unten am Schloßberge keine Spur von einem Leichname gefunden hat. Es ist mir unbegreiflich, wie

Ihr es in dieser furchtbaren Wildniß so lange habt aushalten können, ohne umzukommen.“ Er konnte fast nicht aufhören zu fragen und Idda beantwortete ihm alle seine Fragen.

Jetzt blickte Oswald erst recht um sich und sprach: „Diese armselige Hütte ist also der Pallast, in dem eine Gräfin von Toggenburg wohnt! Diese Wurzeln und Kräuter, diese schlechten Waldfrüchte in dem Binsenkörblein da, sind die Speisen der hohen Frau, für die täglich eine reichbesetzte Tafel gedeckt war! Anstatt eines silbernen, innen vergoldeten Bechers mußte sie ihren Trank dort aus der Quelle mit hohler Hand schöpfen! O, Graf Heinrich hat große Leiden über Euch gebracht; aber noch viel größer sind die Leiden, die er sich selbst zugezogen hat!“

Oswald sprang jetzt plötzlich auf und rief: „Aber nun laßt mich! Ich muß auf der Stelle die Freudenbotschaft: „Idda lebt!“ dem Grafen verkünden! Wie wird er staunen, sich freuen und Gott danken! Alles im Schlosse, die ganze Grafschaft wird gleichsam in Aufruhr gerathen, jubeln und frohlocken.“

Idda faßte seine Hand, hielt ihn zurück und sagte: „Nicht so, mein lieber Oswald! Ihr müßt dem Grafen, der, wie ihr sagt, noch immer leidend, traurig und betrübt ist, nicht so plötzlich und geradezu heraussagen, daß ich noch lebe. Ihr müßt es ihm mit Klugheit, schonend und vorsichtig beibringen.“

„Ihr habt recht, sagte Oswald, die Freude könnte ihn tödten.“

Idda sprach: „Auch für mich würde der Zusammenlauf, der Andrang des Volkes zu ergreifend werden. Sagt daher meinem geliebten Heinrich, ich lasse ihn bitten, er wolle es für jetzt noch geheim halten, daß ich noch am Leben sey!“

Oswald ging, der Graf Heinrich kam. Das Wiedersehen der tiefgekränkten, liebevollen Ehegattin, und des liebenden, reuevollen Ehegatten zu beschreiben, wäre unmöglich. Nachdem beide, unter vielen Thränen, ihre Herzen einander ausgegossen hatten, sprach Graf Heinrich: „Nun, meine geliebte Idda, kehre mit mir nach Toggenburg zurück. Deine Kammerjungfer, die gute Thekla, befindet sich kaum zwei hundert Schritte von hier, am Eingange dieses Thals. Sie ist mit mir gekommen, und hat alles Nöthige mitgebracht, dich zu erquicken und dich anständig zu kleiden. Komm also mit mir!“

Allein Idda sagte: „Nein, nein, das kann nicht seyn. Ich habe, als ich nach dem Sturze aus der Burg noch lebte, und in dieser Wüste mich eingerichtet hatte, aus Dankbarkeit es Gott angelobt, mein Leben hier oder wo es irgendwo in einer einsamen Zelle sey, einzig nur Gott zu widmen. Ich habe daher eine Bitte an dich, die du mir nicht abschlagen wirst. Nicht weit von der Abtei Fischingen, auf einer grünen Matte, unten an einem

hohen Berge, das Hörnlein genannt, steht eine Kapelle, die Marienkapelle, die Du kennest. Ich bin ehemals von Toggenburg aus öfter dahin gegangen, und habe da gebethet. Ich bitte Dich, laß mir dort eine kleine Zelle bauen. Von dieser Zelle aus kann ich dann auch die Klosterkirche zu Fischingen besuchen. Ach, mein Herz schmachtet schon lange darnach, wieder einmal in einen Gottesdienst zu kommen, das Wort Gottes zu hören und die heiligen Sakramente zu empfangen. Ich wünsche aber, bis diese Zelle gebaut ist, hier in meiner Hütte zu bleiben, und dann am dunkeln Abende, in tiefer Stille, um kein Aufsehen zu erregen, meine künftige Wohnung zu beziehen. Ich arme Einsiedlerin tauge an keinen Hof mehr, auch würde es mir schwer fallen, mich von vielen Menschen begrüßen zu lassen!"

Graf Heinrich bewilligte, wiewohl mit schwerem Herzen, die Bitte. Er ging eilig, zu veranstalten, daß ein kleines, aber recht schönes, bequemes Häuschen für Idda, so schnell als möglich zu Stande komme. Während Idda noch in der Wildniß verweilte, wurden Kleider, Betten, Erfrischungen und Alles, was zur Bequemlichkeit dienen konnte, in ihre neue Wohnung gebracht. Nachdem Alles fertig und bereit war, zog Idda, von der guten Thekla, nicht prächtig, sondern nur sehr einfach gekleidet, in aller Stille dahin. Zu ihrer großen Freude fand sie ihre kleine Zelle ganz so eingerichtet, wie ehemals ihr

Zimmer zu Toggenburg. Sie erblickte ihre frommen Gemälde, ihre Bücher und ihren Bethstuhl; sie war da wie zu Hause.

Graf Heinrich sprach über das Vorhaben seiner wieder gefundenen Gemahlin, verborgen zu bleiben, mit dem Abte Kuno. Der Abt sagte aber: „Ich finde es nicht gut, daß Gräfin Idda ihren Anblick dem Volke ganz entziehe. Die Leute wissen bereits, wiewohl man es sorgfältig zu verheimlichen suchte, daß ihre geliebte Gräfin noch lebe. — Wir haben in unsrer Münsterkirche für sie, die wir für todt hielten, ein feierliches Traueramt gehalten; wir wollen, da sie noch lebt, nun auch Gott danken, und ein Lobamt feiern. Sie soll in ihrem erhöhten Kirchenstuhl, der für die gräfliche Familie von Toggenburg immer bereit steht, und den die Gräfin bei jedem feierlichen Gottesdienste eingenommen hatte, wieder erscheinen, damit Alles Volk, ohne ihr lästig zu fallen, sie sehen könne. Ich werde dann an das versammelte Volk eine Anrede halten.“

Graf Heinrich und Gräfin Idda erkannten diesen Antrag als weise und gut. Beide kamen an dem bestimmten Tage in die Kirche. Die Kirche, die ehemals bei jener traurigen Feierlichkeit mit schwarzen Tüchern bekleidet war, prangte nun mit prächtigen, purpurnen Teppichen. Anstatt der Trauergesänge erschollen freudige Danklieder. Der Abt predigte, und pries und lobte Gott, der auch aus den

traurigsten Begebenheiten uns Menschen Freude zu bereiten weiß, und auch diese Geschichte zum Heile des Grafen und der Gräfin gelenkt hat. Er ermahnte das Volk zum Vertrauen auf Gott, und warnte vor Eifersucht und Zorn, die schon so vieles Unheil angerichtet haben, und verglich sie einem glühenden Winde, bei dem Gras und Blumen nicht gedeihen können, sondern verwelken und verdorren. Der Graf, die Gräfin und alles Volk wurden tief gerührt, und kein Auge blieb trocken.

Graf Heinrich versah seine geliebte, fromme Gemahlin, von Zeit zu Zeit, mit Lebensmitteln, und mit allem Erdenklichen, was er nur immer für dienlich hielt, im reichsten Ueberflusse. Idda war darüber erfreut, aber nur weil sie nun die Armen der Gegend hinreichend unterstützen konnte. Sie war auch hier, wie einst zu Toggenburg, die allgemeine Mutter der Armen. Für sich nahm sie mit sehr geringer ärmlicher Kost vorlieb.

Ihr Gemahl wagte es nur selten, sie zu besuchen. Er fragte, ob ihr nichts abgehe, er bat sie, ihn zu trösten, indem er noch oft von Gewissensbissen gequält wurde, aber bei ihr den besten Trost fand. So oft er kam, traf er sie auf ihrem Bethstuhle kniend und bethend, oder sie saß an ihrem Arbeitstischchen, mit Nähen für die Armen beschäftigt.

Als der Graf eines Tages wieder kam, erzählte er, der Kammerjunker, der ihn so schrecklich belogen,

und wie erst später aufkam, vielfältig bestohlen, und hierauf die Flucht ergriffen hatte, sey nunmehr entdeckt worden. Er habe, aus Furcht der Strafe, sich heimlich und unerkannt bei einem Bauern aufgehalten. Der eitle Mensch, ehemals so prächtig gekleidet, nunmehr in schlechte Lumpen gehüllt, habe die Schweine gehütet. „Ich ließ, sprach der Graf, den ruchlosen Verläumder und Dieb ergreifen, und ihn in das Gefängniß werfen; ich werde ihn zum Lohne seiner Bosheit hinrichten lassen."

Idda sprach: „Ach, ich bitte dich, verschone den unglücklichen Menschen, schenke ihm die Freiheit, und sorge dafür, daß er nicht Noth leiden müsse. Gedenke der Worte des Herrn: „Vergebt den Menschen ihre Fehler, so wird euer himmlische Vater auch euch vergeben."

„Als man aber den armen Sünder aus dem Gefängnisse frei lassen wollte, so hatte er, als ein zweiter Judas, sich erhängt, und die verdiente Strafe sich selbst angethan."

Zu Fischingen befand sich nebst der Abtei für Klostergeistliche, damals zunächst ihrer Kirche, ein kleines Frauenkloster. Die Klosterfrauen waren hoch erfreut, daß eine so heilige Frau, nicht gar weit von ihrem Klösterlein wohne; sie wünschten, sie näher kennen zu lernen, und besuchten sie von Zeit zu Zeit, um aus den frommen Gesprächen mit ihr Trost und Belehrung zu schöpfen. Als Idda bereits sehr alt

war, und es ihr beschwerlich fiel, die Kirche der Abtei zu besuchen, da machten die Klosterfrauen ihr den Vorschlag, sich zu ihnen in das Kloster zu begeben. Idda nahm den Vorschlag an, jedoch mit dem Bedinge, daß sie, ohne eine Klosterfrau zu werden, eine abgesonderte Zelle beziehen dürfe, bei der sich eine kleine Küche und Nebenkammer befinde; da wolle sie ganz für sich leben und sich selbst bedienen, um Niemanden Mühe zu machen. Man räumte ihr ein bequemes Zimmer ein, von dem man aus einem Fenster in die Kirche sehen konnte.

Idda brachte hier die letzten Tage ihres Lebens in steter Andacht und heiliger Stille zu. Weil sie heilig gelebt hatte, starb sie auch selig, an dem Tage nach Aller-Seelen, den dritten November. Das Jahr ihres Todes findet man nicht aufgezeichnet. Ihre Leiche wurde, mit gebührender Feierlichkeit, in der Kirche der Abtei in einem Seitengange begraben. Eine große Menge Volkes fand sich ein, und unzählige Thränen wurden vergossen, besonders von den Armen, deren größte Wohlthäterin Idda gewesen. Ihr Grab wurde nach Jahrhunderten noch von frommen Menschen besucht; und viele Bedrängte fanden dort Trost und Hülfe. Man erzählt viele Wunder, die an ihrem Grabe geschehen sind.

Das Schloß Toggenburg wurde, ungefähr nach dreihundert Jahren, durch feindlichen Ueberfall zerstört; die Grafschaft kam im Jahre 1469 durch Kauf

größtentheils an das Stift St. Gallen. Die alte gräfliche Familie, aus der Idda abstammte, ist längst ausgestorben; gegenwärtig sind die Grafen Fugger im Besitze des Schlosses und der Grafschaft Kirchberg.

V.

Die heilige Elisabeth.

Landgräfin von Thüringen und Hessen.

Elisabeth, eine Königstochter aus Ungarn, ward geboren im Jahre 1207. Ihr Vater war der König Andreas; die Mutter, Königin Gertraud, war eine Tochter des Grafen Berthold von Andechs in Bayern. Der König ehrte den Landgrafen Hermann von Thüringen als seinen vertrautesten Freund; die Königin liebte die Landgräfin Sophie als ihre beste Jugendfreundin und schenkte ihr das größte Vertrauen. Als nun in Ungarn schwere Kriegsunruhen ausbrachen, so schickten die königlichen Aeltern ihre Tochter Elisabeth, als ein Kind von vier Jahren nach Thüringen, damit sie dort mit Agnes, der Tochter des Landgrafen, einem Kinde gleichen Alters, erzogen werde.

Elisabeth zeigte schon in zarter Kindheit die herzlichste Frömmigkeit. Nirgends war sie lieber, als in der Kirche. So oft sie nur konnte, auch wann eben kein Gottesdienst gehalten wurde, eilte sie der Kirche zu, kniete vor dem Altare nieder und bethete. Wann sie die Kirche verschlossen fand, kniete sie vor die Kirchenthüre hin und bethete — und ihre Aufseherin mußte sie gar oft erinnern, weiter zu gehen. Ihr

Gemüth war von Kindheit an auf göttliche Dinge gerichtet, und an dem Eiteln und Vergänglichen — an Kinderspielen, an Putz und Kleiderpracht — hatte sie keine Freude.

Als eines Tages Agnes ihren Gespielinnen ihre schönen Kleider, ihre goldenen Kettchen und Perlenschnüre zeigte, und mit ihnen lange von nichts, als von Putz und Schmuck redete, sprach Elisabeth: „Kommt, wir wollen ein wenig spazieren gehen!" Sie ging mit ihnen über den Kirchhof, blieb da stehen und sagte: „Seht, hier unter dem Erdboden liegen todte Menschen begraben, die ehemals so lebendig, so jung und blühend gewesen wie wir. Es wird uns gehen, wie ihnen. Wir alle müssen sterben und Staub und Asche werden. Darum sollen wir unsere Freude nicht an eiteln und vergänglichen Dingen haben, sondern an Gott, und Ihn lieben über Alles."

Bei all diesem Ernste war Elisabeth immer ausnehmend freundlich, und besonders gegen arme Kinder höchst gütig und wohlthätig. Was sie an kleinen Geschenken bekam, womit sie machen konnte, was sie wollte, theilte sie unter arme Mädchen ihres Alters aus. Sie hatte nur Freude an dergleichen hübschen Sachen, weil sie damit Andern Freude machen konnte. Doch mußten die Kinder, wenn sie etwas bekommen wollten, die gewöhnlichen Gebethe eines Christen schön und genau aufsagen können.

Wie an Alter und Schönheit, so nahm Elisabeth an Frömmigkeit und Tugend immer mehr zu. Sie wurde recht das Bild einer sittsamen, bescheidenen Jungfrau. Sie setzte den Tag hindurch bestimmte Zeiten fest, an denen sie ihr Gemüth vor Gott sammelte, bethete und in der heiligen Schrift las. Wann sie durch fremde Besuche, die sich vielfältig in dem Schlosse einfanden und in deren Gesellschaft sie erscheinen mußte, gehindert wurde, so ging sie nicht früher zu Ruhe, bis sie ihre bestimmten Gebethe und Betrachtungen vollendet hatte. Gar oft, wenn Alle im ganzen Schlosse im tiefen Schlafe lagen, wachte sie noch einsam bei ihrem Gebethbuche.

Ganz besonders war ihr der Sonntag heilig; sie widmete ihn nur frommen Uebungen. Mit großer Ehrerbietung, Stille und Andacht wohnte sie dem öffentlichen Gottesdienste bei. Sie und Agnes trugen, wenn sie festlich gekleidet erschienen, goldene Krönchen, die von Edelsteinen funkelten, auf dem Haupte; auch Armbänder von Gold und Perlen. Elisabeth legte, bevor sie dem Gottesdienst, besonders der heiligen Messe beiwohnte, diesen Schmuck allemal ab. Die Landgräfin Sophie, die Mutterstelle an ihr vertrat, setzte sie wegen dieser Sonderbarkeit zur Rede, und fragte sie, warum sie dies thue? Elisabeth antwortete: „Wir kommen zur Kirche, Gott die gebührende Ehre zu erweisen. Allein Gott hat an Gold und Edelsteinen kein Wohlgefallen, sondern

nur an der Demuth und an einem reinen Herzen. Durch eiteln Putz wird Gott nicht geehrt, sondern wir ziehen nur die Augen der Menschen von der Andacht ab und bringen also Gott um die Ehre, die Ihm gebührt." Mit dieser Antwort war die Landgräfin sehr zufrieden.

Gegen ihre Dienstmädchen war Elisabeth ungemein gütig und freundlich; sie wußte sie mit einem Winke zu lenken, und gab ihnen nie ein böses Wort. Sie that, um sie mancher Dienstleistung zu überheben, eine Menge kleiner Geschäfte selbst, ja half ihnen sogar bei ihren Arbeiten.

Als Elisabeth ganz erwachsen war, wurde sie mit Ludwig, dem Erbprinzen von Thüringen, zur Ehe versprochen — was sowohl die Aeltern Ludwigs, als auch Elisabeths Aeltern, seit der Geburt dieser ihrer Kinder gewünscht hatten. Ludwig hatte, unter dem ganzen hohen Adel Deutschlands, an edlen Gesinnungen, Verstand, Wohlgestalt und wohlanständigen Sitten, wenige seines Gleichen. Elisabeth war seiner ganz würdig. Beide wußten ihren gegenseitigen Werth zu schätzen und hatten gleiche Hochachtung gegen einander. Elisabeth wurde, dem Adel und allen Bediensteten als die Braut des Erbprinzen und als ihre künftige Fürstin vorgestellt; Ludwig aber begab sich auf Reisen, um sich zu dem Beherrscher eines Landes noch mehr auszubilden.

Allein nun fing für Elisabeth eine harte Prü-

fungszeit an. Die meisten Hofleute waren mit dieser Heirath unzufrieden. Elisabeth war ihnen zu fromm, zu sittsam, und hielt zu streng an reine Sitten. Sie sagten: „Diese, wiewohl sie eine königliche Prinzessin ist, taugt für keine Fürstin; sie schickte sich besser in ein Kloster, als an einen fürstlichen Hof." Der bisherige Landgraf Hermann, Ludwigs Vater, ein sehr frommer und weiser Fürst, war seit einigen Jahren todt. Agnes, Ludwigs Schwester, die mit Elisabeth erzogen war, ließ sich von dem Stolz auf ihren hohen Rang, von der Liebe zur eiteln Pracht, von den Schmeicheleien der Hofleute die Augen verblenden und ward aus einer Freundin Elisabeths deren bittere Feindin. Sophie, die Mutter der Agnes, sonst eine gute Frau, hatte ihre künftige Schwiegertochter Elisabeth bisher mit mütterlicher Zärtlichkeit geliebt, aber dennoch ließ sie von ihrer Tochter Agnes sich gegen Elisabeth einnehmen, und gab den Verläumdungen der Herren und Frauen am Hofe Gehör, so, daß sie selbst sagte: „Es ist wahr, Elisabeth ist nicht zum herrschen, sondern zum dienen geboren, sie gäbe eher eine Magd als eine Fürstin ab." Ja die Landgräfin versicherte einigemal, sie habe gar nichts dagegen, daß ihr Sohn Ludwig sich eine andere Braut wähle. Da wurde sogleich am ganzen Hofe ausgesprengt: Elisabeth werde nach Ungarn zurückgeschickt, und eine andere Prinzessin werde an ihre Stelle kommen. Elisabeth

mußte sich sehr hart begegnen und sich verlachen und verspotten lassen. Alle diese Verachtung ertrug sie mit christlicher Geduld und klagte ihre Leiden allein Gott. Was sie aber noch mehr schmerzte, war dieß, daß die Sitten an diesem sonst so christlichen Hofe immer leichtfertiger wurden, und daß man oft bei der Tafel unanständige Gespräche führte. Unter allen diesen Verfolgungen und Gefahren der Verführung blieb sie Gott ergeben, geduldig und schuldlos — und blühte, sagt ihr Geschichtschreiber, wie eine Rose in Mitte der Dornen.

An dem landgräflichen Hofe befand sich aber ein edler Mann, ein alter Ritter, Namens Walter von Varila. Er hatte die Prinzessin Elisabeth, da sie noch ein Kind war, aus Ungarn abgeholt; ihre königlichen Aeltern hatten sie ihm als das kostbarste Kleinod anempfohlen, und er hatte ihnen sein Wort darauf gegeben, er wolle sie bewahren, wie seine beiden Augen, und über sie wachen, daß sie am Hofe nicht verführt werde, und ihr auch sonst kein Leid geschehe.

Dieser weise, noch immer rüstige, kraftvolle Greis eilte, als er sah, wie die Sachen standen, zu dem jungen Landgrafen, traf ihn auf der Reise, und fragte ihn, als er so neben ihm herritt, geradezu, ob es wahr sey, daß er Elisabeth wieder nach Ungarn zurücksenden, und eine andere Braut wählen wolle. Landgraf Ludwig zeigte mit der Hand auf einen gro-

ßen Berg, an dem sie eben vorbeiritten. „Sieh, sagte er, wenn dieser ganze Berg, von unten bis oben und durch und durch lauter Gold wäre — so schätzte ich Elisabethens Frömmigkeit, Unschuld und aufrichtige Demuth, ihr edles wohlmeinendes Gemüth, doch unendlich höher.. O ich kenne jene eitlen, hochmüthigen Thörinnen, die man mir anträgt und die von nichts wissen als von Kleiderpracht, Lustbarkeiten und leichtfertigem Geschwätze, gar wohl — und wenn sie Gebirge von Gold hätten, so würde ich doch keine von ihnen zur Ehe nehmen."

Der alte Ritter fragte sehr erfreut: „Darf ich dieses Eurer Braut Elisabeth hinterbringen?" „Ja, sprach Ludwig, sag' ihr dieses, und versichere sie meiner innigen Liebe und unverbrüchlichen Treue."

Als beide in dem Gasthofe ankamen, sprach Ludwig zu dem Ritter: „Bringe dieses Kleinod hier, meiner geliebten Elisabeth; ich habe es schon lange als Zeichen meines Andenkens für sie bestimmt." Er überreichte ihm ein kostbares, mit Edelsteinen besetztes Medaillon an goldener Kette. Wenn man es öffnete, erblickte man darin — anstatt eines Spiegels, den damals, auf diese Art gefaßt, vornehme Damen bei sich trugen — ein wunderschönes, kleines Gemälde — Jesus mit der Dornenkrone. Dieses Gemälde, gewährte Elisabethen den süßesten Trost, nicht nur weil es ihr ein Beweis von Ludwigs Treue war, sondern noch mehr, weil sie daraus sah, daß

auch sein Herz Denjenigen verehre und liebe, der aus Liebe zu den Menschen so vieles gelitten hat.

Nach einigen Jahren kam Ludwig zurück, ließ sich als Landesfürst huldigen, und ward feierlich mit Elisabeth vermählt. So stolz sich viele gegen Elisabeth benommen hatten, so kriechend waren sie jetzt. Aber wie Elisabeth sich durch Spott nicht hatte niederschlagen lassen, so ließ sie sich jetzt durch Schmeicheleien nicht eitel und übermüthig machen. An dem ganzen Hofe ward eine andere Ordnung eingeführt. Einige Hofherren brachten einmal an der Tafel leichtfertige Reden vor, über die Elisabeth erröthete. Ludwig sagte sehr ernst: „Meine Freunde dürfen nicht schlecht und niedrig denken. Laßt mich dergleichen nicht mehr hören. Es ist mir in der Seele zuwider.“ Nun getraute sich keiner mehr, ein solches Wörtchen vorzubringen. So viel Elisabeth vorhin Widriges hatte leiden müssen, so vergnügt und glücklich lebte sie jetzt.

Elisabeth war nun eine große Fürstin; denn man nannte zwar damals Thüringen und Hessen nur eine Landgrafschaft; allein diese Grafschaft war von solchem Umfange, daß heut zu Tage bedeutende Fürstenthümer nur Theile davon sind. Man bezeigte der hohen Frau, wegen ihres Ranges, noch mehr wegen ihren bewundernswerthen Tugenden, und ihres liebenswürdigen Betragens, tiefe Ehrfurcht. Dennoch

blieb Elisabeth so demüthig und Gott ergeben, wie sie es bisher immer gewesen war.

Wie tief ihr Herz von der Liebe des leidenden Erlösers und von dem Gefühle, wie gar nichts der Mensch gegen Gott sey, durchdrungen war, zeigt besonders folgende Begebenheit.

An einem hohen Feste kam sie, das erste Mal als regierende Fürstin mit all der Pracht, die ihrem gegenwärtigen hohen Stande und ihrer königlichen Abkunft geziemte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, mit kostbaren Kleidern angethan und mit Edelsteinen und Perlen geziert zur Kirche, und ein großes Gefolge von Herren und Frauen begleitete sie. Als sie nun, was sie immer zuerst that, ihre Augen auf das Bild des Gekreuzigten richtete, das in der Kirche aufgestellt war — da drang ihr dieser Anblick in das Herz, und sie sprach zu sich selbst: „Sieh, dein Erlöser, dein Herr und dein Gott, hing aus Liebe zu dir bloß und mit Blut und Wunden bedeckt an einem Kreuze, und du, eine Sünderin, trittst in so prächtigen Kleidern und mit Edelsteinen und mit Perlen geschmückt einher! Sein heiliges Haupt ist mit Dornen gekrönt, und du trägst eine goldene Krone auf dem Kopfe!" Dieser Gedanke griff sie so an, daß sie ihren Kammerfrauen fast ohnmächtig in die Arme sank; alle Hofleute erschraken, und es brauchte lange, bis Elisabeth sich wieder erholte. Von dieser Zeit an trug sie nie-

mals mehr Gold und Edelsteine, wenn sie zur Kirche ging.

Die edle Fürstin ward immer mehr das Bild einer frommen, demüthigen, wahrhaft christlichen Frau. Sie war zu Hause immer ganz einfach gekleidet und trug nur leinene und wollene Kleider. Nur wenn fremde Fürsten oder Gesandte ankamen, erschien sie mit der Pracht, die ihr geziemte. „Nicht aus Liebe zur Pracht, sprach sie zu ihren Kammerfrauen, lege ich diese goldenen Ketten, diese Perlen und Edelsteine an, sondern aus Liebe zu meinem Gemahl; ich muß, was die Pflicht jeder Frau ist, meinem Herrn Ehre machen.“

Sie theilte ihre Zeit unter Arbeit und Gebeth. Sie arbeitete täglich mehrere Stunden mit ihren Kammerfrauen. Obwohl sie in künstlichen Stickereien von Gold und Seide sehr geschickt war, so spann sie doch lieber und verfertigte Kleidungsstücke für die Armen.

Die Zeiten des christlichen Kirchenjahrs beobachtete sie sehr genau. Zur heiligen Fastenzeit, enthielt sie sich nicht nur der Fleischspeisen, sondern entzog sich alle kostbaren Speisen, widmete noch mehrere Stunden, als sonst, dem Gebethe, und gab reichlicher Almosen. Mit der innigsten Andacht wohnte sie der heiligen Messe bei, in der uns die Geheimnisse unserer Erlösung erneuert werden; ihr Angesicht war da immer von Andacht wie verklärt, und hatte etwas

Himmlisches. In die Predigten anderer Kirchen, als ihrer Hofkirche ging sie oft, aber um nicht erkannt zu werden, ganz gemein gekleidet, wie damals jede Bürgersfrau in Schleier und Mantel gehüllt, stand unter dem Volke, oder setzte sich in einen Winkel der Kirche zu armen Weibern auf eine Bank, um unerkannt Andere am wenigsten zu stören, und selbst am ungestörtesten zuhören zu können. Am grünen Donnerstage bereitete sie eine Mahlzeit für zwölf arme Frauen, ließ sie alle ganz neu kleiden, legte selbst, die tiefe Demuth Jesu nachzuahmen, sehr geringe Kleider an, wusch diesen armen Weibern die Füße, und gab ihnen noch Brod und ein Geschenk an Geld mit nach Hause. Die Nacht vor dem Charfreitage, in der Jesus so viel gelitten hat, durchwachte sie ganz im Gebethe und in Betrachtung der Leidensgeschichte Jesu. Am Charfreitage Morgens sagte sie zu ihren Kammerfrauen und Dienstmädchen: „Heute ist der Tag, an dem sich Christus für uns auf das tiefste erniedrigte; heute können wir uns vor Ihm nicht tief genug demüthigen. Unterlaßt heute gegen mich doch alle Verbeugungen und Ehrenbezeigungen, die ihr mir sonst zu erweisen pflegt.“ Sie brachte den ganzen Tag schweigend mit gesammeltem Gemüthe in stiller Andacht zu. Am Abende besuchte sie, gering gekleidet und unerkannt, in jeder der verschiedenen Kirchen der Stadt, wie man zu sagen pflegt, das heilige Grab, das zur Andacht des Volkes,

um es an den Tod und das Begräbniß Jesu zu erinnern, errichtet, und um den Gläubigen den Gedanken an ihr künftiges Grab minder schauerlich zu machen, mit farbigen Lampen erhellt war. Sie opferte, um Nikodemus und Joseph nachzuahmen, kostbare Leinwand und statt der Gewürze den besten, wohlriechendsten Weihrauch; aus der Leinwand wurden hernach Altartücher verfertigt, und der Weihrauch bei feierlichen Gottesdiensten verbraucht. Nachdem sie in tiefster Demuth auf bloßem Boden kniend gebethet hatte, ging sie still und schweigend in der tiefsten Trauer wieder nach Hause.

Ihre Ehe ward nach und nach mit drei Kindern gesegnet — ihre größte Angelegenheit war, sie Gott zu weihen. Wenn sie nach der Geburt eines Kindes, das erste Mal wieder zur Kirche ging, ihr Kind auf den Armen dahin trug, um voll des innigsten Dankes es Gott zu widmen, und Mutter und Kind von dem Priester segnen zu lassen, so machte sie es nicht, wie es damals unter den Fürstinnen gebräuchlich war, die einen solchen Kirchengang mit aller erdenklichen Pracht, und mit einem großen Gefolge von Dienerschaft hielten. Elisabeth ahmte die Armuth und Demuth der seligsten Jungfrau nach, ging in geringer, bürgerlicher Kleidung, die sie sich eigens dazu verfertigen ließ, unbemerkt in die Kirche, und brachte ihr Kind Gott am Altare zum Opfer dar, und gelobte Ihm, es christlich zu erziehen; auch

opferte sie noch ein Lamm und viele Wachskerzen Die Kleider aber, die sie bei diesem Kirchenbesuche trug, schenkte sie hernach einer armen Wittwe.

Ihre Kinder verzärtelte sie nicht durch ausgesuchte Speisen, verhütete sehr sorgfältig, daß sie sich auf ihren hohen Rang und ihren Reichthum nichts einbildeten, ja sogar nichts davon inne wurden, unterrichtete sie in allem Guten, und ließ ihnen nicht den geringsten Fehler ungestraft hingehen.

Wie sie ihr Christenthum nicht nur durch Beobachtung frommer Gebräuche zeigte, sondern durch reichliche gute und edle Handlungen, davon haben wir noch ein ganz außerordentliches Beispiel.

Im Jahre 1225 brach über Deutschland eine große Theurung und furchtbare Hungersnoth herein. Viele Menschen starben geradezu Hungers, andere wurden, wegen der schlechten Nahrungsmittel, die sie genossen, gefährlich krank. Ansteckende Krankheiten rafften viele Tausende dahin. Es war eine schwere, bedrängte Zeit. Landgraf Ludwig war damals mit dem Kaiser, der Alles auf ihn hielt, in Italien, und hatte die Regierung seiner Gemahlin Elisabeth anvertraut. Als nun der Preis des Getreides so schrecklich anfing zu steigen, da kam der Schatzmeister zu ihr, und rief freudig: „Jetzt ist die Zeit, große Reichthümer und Schätze zu sammeln.“ — „Ja, sagte Elisabeth, das ist wahrhaft eine Zeit Schätze zu sam-

meln — aber nicht für die Erde, sondern für den Himmel."

Sie ließ sich nun alle Rechnungen vorlegen, um zu sehen, wie viel Getreide auf allen Kornböden der vier Rentämter, die in der Landgrafschaft bestanden, vorräthig sey. Hierauf gab sie Befehl, alle herrschaftliche Kornböden zu öffnen, und allen Unterthanen, die nicht im Stande waren, Getreide zu den hohen Preisen zu kaufen, es zu dem gewöhnlichen mittlern Schrannenpreise, den Aermern zu noch geringern Preisen, den ganz Armen aber umsonst zu geben. Viele Beamten setzten sich heftig gegen diesen Befehl und machten alle erdenkliche Einwendungen dagegen. Selbst Sophie, ihre Schwiegermutter, war unzufrieden und sagte: „Wenn man sie so fort machen läßt, so verschenkt sie noch die ganze Landgrafschaft." Allein Elisabeth, die sonst so sanft und nachgebend war, bestand als regierende Fürstin, mit Ernst auf ihrem Befehl, und man mußte ihr gehorchen. So mitleidig und wohlthätig Elisabeth gegen die Armen war, so klug und weise theilte sie auch ihre Gaben aus. Man schätzte damals das Getreide höher als Gold. Sie reiste daher immer in ihrer Grafschaft umher, und stand selbst dabei, wenn Getreide ausgemessen wurde, damit jeder Arme so viel bekomme, als er nothwendig hatte, damit keine Vermöglichern aus Geiz oder Unverschämtheit sich hinzudrängten und den Armen das ihrige hinwegnähmen,

und damit auch sonst nichts neben hinausgehe, und die Diener nichts veruntreuen konnten. Denjenigen Armen, die gesund und stark waren, und nur wegen der harten Zeit nichts zu verdienen wußten, wies sie Arbeit an, damit sie ihr Brod nicht müßig essen möchten. Für Gebrechliche und alte Leute ließ sie unausgesetzt Brod backen, und theilte täglich unter 900 Menschen mit eigenen Händen Brod aus, jedem so viel, als er für den Tag nöthig hatte. Ein herrschaftliches Gebäude, unten am Schloßberge, ließ sie zu einem Spitale einrichten, und ließ da die Kranken verpflegen, die keine eigene Wohnung hatten, oder zu Hause die gehörige Pflege nicht fanden. Alle Tage stieg sie mehrmal den hohen Berg herunter, besuchte die Kranken, und ließ sich die Gefahr der Ansteckung und den übeln Geruch, der wegen der schrecklichen Hitze jenes Sommers und wegen der Bösartigkeit der Krankheiten fast unerträglich war, nicht abhalten. Die Krankenwärter und Mägde klagten, daß sie es nicht mehr aushalten könnten; Elisabeth aber ging zu jedem Kranken hin, redete ihm freundlich zu, sich in den Willen Gottes zu ergeben, sorgte dafür, daß alle sich zum Tode bereiteten und die heiligen Sterbsakramente empfingen.

Sie verkostete die Speisen, die ihnen gereicht wurden, ob sie gut bereitet wären, drang sehr darauf, daß die Kranken reinlich gehalten wurden, und erwies ihnen selbst, alle erdenkliche Liebesdienste.

Für die Kinder, die ihre Aeltern verloren hatten, errichtete sie ein Waisenhaus, ließ sie auf das liebreichste verpflegen, besuchte sie fast alle Tage, brachte ihnen kleine Geschenke, und die Kinder hatten sie so lieb, daß sie nicht anders, als Mutter zu ihr sagten, ihr mit Freude und Jubel entgegen sprangen, wenn sie kam, und wenn sie wieder ging, sich an ihre Kleider hingen und sie nicht mehr fortlassen wollten.

Der große Aufwand, den sie zum Besten der Armen machte, erschöpfte alle Kassen. Da verkaufte sie ihren goldenen Schmuck, ihre Edelsteine und Perlen, um der schrecklichen Noth, so gut es möglich war, mit dem Gelde abzuhelfen. Sie dachte auf Alles; so befahl sie, zum Beispiel: Die Reichen sollen ihren Todten keine guten Kleidungsstücke und Leinentücher in das Grab mitgeben, sondern nur was schlecht und unbrauchbar wäre, mit den guten Kleidern aber, die für die Todten bestimmt waren, sollen sie die Lebendigen bekleiden.

Als endlich die allgemeine Noth meistens vorüber war, brachte ein reitender Bote die Nachricht, der Landgraf Ludwig sey schon auf der Heimreise und werde ehestens ankommen. Der Schatzmeister eilte ihm entgegen, und sagte mit einem Gesichte, als hätte er ihm das größte Unglück anzukünden: „Herr! alle Kornböden in dem ganzen Lande sind leer!" Ludwig sprach: „O wenn nur meine Gemahlin ge-

sund und wohl ist, so ist alles gut. Die Kornböden wird Gott schon wieder füllen."

Elisabeth freute sich herzlich, daß ihr lieber Gemahl wieder komme, allein es war ihr doch etwas bange, weil sie gar so unermeßlich viel ausgegeben hatte. Der Schatzmeister und alle übrigen, die über die Kornböden gesetzt waren, sogar die Schwiegermutter Sophie, klagten sie heftig als eine Verschwenderin an. Elisabeth stand aber voll Demuth und Bescheidenheit da und sagte: „Liebster Gemahl! was Gott uns gegeben und anvertraut hat, damit wir es zum Besten unsrer Unterthanen verwalten, habe ich unter sie vertheilt, und es so Ihm wieder gegeben. Ich habe also von Dem, was dein und mein war, nichts verschenkt!" Ludwig umarmte sie, und sagte: „Du hast alles recht gemacht, liebste Elisabeth, und mich wundert nur, wie du bei so schweren Zeiten, mit so wenigem so weit hast reichen können." Zu seinen Dienern aber sagte er: „Laßt sie in Zukunft nur ungehindert thun, was sie will. So lang die Wohlthätigkeit unter meinem Dache wohnet, wird der Mangel nicht einkehren."

Wirklich war auch schon die nächste Aerndte so außerordentlich gesegnet, daß alle Kornböden und Speicher wieder zum Brechen voll wurden. Landgraf Ludwig führte seinen Schatzmeister auf die vollen Böden und sagte zu ihm: „Siehst du nun, was

du nicht glauben wolltest, daß der, der den Armen Gutes thut, vom Herrn wieder gesegnet werde."

Landgraf Ludwig bekam, von dieser Zeit an, den schönen Beinamen: Ludwig der Gute; Elisabeth aber wurde die Mutter der Armen genannt.

Nach überstandener Hungersnoth, und der Zurückkunft ihres Gemahls, lebte Elisabeth wieder ruhige, glückliche Tage. Allein kein Glück auf Erden besteht; es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, so kam ein anderes großes Leiden über sie.

Kaiser Friedrich II. rüstete sich zu einem Kriegszuge, Kreuzzug benannt, weil jeder Ritter, der mitzog, an seinem Kleide ein Kreuz angeheftet trug. Solcher Kreuzzüge hatte man bisher schon mehrere unternommen, um das gelobte Land den Händen der Türken zu entreißen, von denen die Christen, die dort lebten, und die Pilger, die dorthin wallfahrteten, grausam mißhandelt wurden. Hundert-Tausende von Kriegern hatten durch die Säbel der Türken, Hunger und Krankheiten schon das Leben verloren. Nunmehr mußte auch Landgraf Ludwig mitziehen. Viele geharnischte Ritter kamen zu Marburg an, und zahlreiche Schaaren von Kriegern zu Pferd und zu Fuß versammelten und lagerten sich rings um das Schloß. Ueber alle, als seine Lehnsleute, hatte Ludwig zu befehlen. Am dritten Tage Morgens in aller Frühe erschollen die Kriegstrompeten, und verkündeten dem Heere aufzubrechen.

Der Abschied, den Ludwig, der zärtlichste Vater und Gemahl, von seinen drei lieben Kindern und seiner geliebtesten Gemahlin nahm, war über alle Beschreibung traurig; auch die rohesten Reitersknechte konnten sich der Thränen nicht erwehren. Elisabeth begleitete zu Pferd ihren Gemahl bis an die Gränze des Thüringer Landes, und noch eine Tagreise weiter, und dann abermal eine Tagreise — endlich sagte der edle Ritter Walter von Varila: „Es muß geschieden seyn! Gott wolle Euch, gnädige Frau und Euren geliebten Gemahl in seinen heiligen Schutz nehmen und lasse Euer Wiedersehen in Freude seyn!" Viele Thränen vergießend trennten Beide sich endlich von einander — und Elisabeth, noch immer schmerzlich weinend, reiste zurück nach Marburg, und begab sich dann auf die einsame Wartburg. Dort lebte sie gleich einer trauernden Wittwe und fand ihren einzigen Trost — in Gott, im Gebethe und dann in der Erziehung ihrer Kinder und der Wohlthätigkeit gegen Arme.

Kaum waren einige Monate verflossen, so kam der Edelknecht Edmund, des Landgrafen treuester Diener, zurück nach Marburg, und brachte mündlich und schriftlich die Nachricht von Ludwigs Tod. Edmund ließ sich zuerst bei Sophie, Ludwigs Mutter melden. Die alte Frau erschrak heftig und ward tief betrübt. Sie faßte sich aber wieder, und sagte, sie selbst wolle diese Trauernachricht ihrer Schwieger-

tochter Elisabeth beibringen; der Edelknecht solle inzwischen keinem Menschen davon sagen. Sophie reiste unverzüglich nach Wartburg. Elisabeth war sehr erfreut, ihre Schwiegermutter bei sich zu sehen, und begrüßte sie auf das freundlichste. Nachdem Beide sich gesetzt hatten, fing Sophie an: „Erschrick nicht, liebe Tochter, und fasse Muth! Ich habe dir von meinem Sohne, deinem Gemahl, eine betrübte Nachricht zu melden."

Elisabeth meinte, weil ihre Schwiegermutter eben nicht sehr bestürzt schien, Ludwig sey etwa in Kriegsgefangenschaft gerathen und sagte mit einem wehmüthigen Blick zum Himmel und aufgehobenen Händen: „Sey es auch, daß er gefangen ist; mit Gottes und guter Freunde Hülfe wird er schon bald wieder frei werden."

Die Schwiegermutter sagte, um sie nach und nach vorzubereiten: „Er ist nicht gefangen, er ist krank — sehr krank geworden," und endlich sagte sie geradezu: „Er ist todt!" Elisabeth wurde todtenbleich, ließ die gefalteten Hände auf die Knie herabsinken und rief: „Todt, todt, o Gott, todt! Nun ist die ganze Welt mit Allem, was sie Angenehmes hat, für mich todt." Ihr Jammer war unbeschreiblich und sie zerfloß in Thränen.

Elisabeth wollte den treuen Diener, der bei dem Tode seines Herrn zugegen gewesen, selbst sprechen. Er kam, und erzählte unter vielen Thränen: „Schon

einige Tage bevor noch alle Truppen versammelt und marschfertig, und die vielen Schiffe zur Abfahrt völlig ausgerüstet waren, wurde mein lieber Herr zu Otranto im Königreiche Neapel plötzlich krank. Die Aerzte erklärten das Fieber für höchst gefährlich. Der Erzbischof von Otranto kam selbst, und unterredete sich lange mit meinem geliebtesten Herrn; er reichte ihm hierauf die heiligen Sterbesakramente. Auch der Patriarch von Jerusalem, ein sehr ehrwürdiger Greis, der sich eben zur Zeit in Otranto befand, kam und tröstete ihn. Kaiser Friedrich, der Alles auf seinen geliebten Freund Ludwig gehalten, besuchte ihn gar alle Tage. Eine Stunde, ehe mein guter Herr verschied, winkte er mir an sein Sterbebett und sprach mit schwacher Stimme zu mir: „Eile nach meinem Tode sogleich nach Marburg. Ich lasse hiemit meiner inniggeliebten Elisabeth das letzte Lebewohl sagen. Sag ihr, sie solle sich, wie ich, in Gottes heiligen Willen ergeben, getrost seyn, und sich unsers Wiedersehens im Himmel freuen. Eben dieses sage auch meiner lieben Mutter. Meine drei geliebten Kinder habe ich bereits öfter gesegnet, und segne sie hiemit noch einmal." Seine Stimme brach. Nur große Thränen flossen über seine bleichen Wangen. Er starb! Alle seine Ritter und Streitgenossen waren tief betrübt, ja in dem ganzen Lager, wo es sonst sehr lebhaft zuging, war stumme Trauer."

Elisabeth hatte der Erzählung stillweinend zu-

gehört und sprach dann: „Nun, Gott sey Dank, daß Ludwig so christlichschön und getrost gestorben ist. Auch ich will getrost seyn, wie er; auch ich will, wie er, mich in Gottes heiligen Willen ergeben. Was Gott thut, ist allzeit gut. Ich danke Gott, daß Er, der Vater der Wittwen und Waisen, mir so großen Trost verleiht, sonst müßte ich dem Schmerz unterliegen. Dieser Trost kommt, ich fühl' es, allein von Gott!"

Elisabeth und Sophie setzten sich hierauf in den Reisewagen und fuhren nach Marburg; auch die drei Kinder nahmen sie mit. Als die Nachricht, Landgraf Ludwig sey gestorben, bekannt wurde, entstand in der Burg ein Jammern und Wehklagen, als stehe sie in Flammen; auch in der ganzen Stadt war überall lautes Weinen. Sophie ordnete für den verstorbenen Landesvater in der Hauptkirche zu Marburg eine Trauerfeierlichkeit an. Die Kirche wurde gedrängt voll Menschen. Als Elisabeth, die tiefbetrübte Wittwe mit ihren drei Kindern, alle schwarz gekleidet, in die Kirche kam, als die Mutter und der kleine Erbprinz und seine zwei Schwesterchen, vor ihr hergehend, sich während des Gottesdienstes dem Altare nahten, um nach altem Brauche eine kleine Gabe zu opfern, da ward alles Volk innig gerührt, und kein Auge blieb trocken. Elisabeth aber kehrte sogleich nach dem Gottesdienste mit ihren Kindern wieder nach Wartburg zurück.

Nach Ludwigs Tod kamen neue, große Leiden über die edle Frau. Ludwig hatte ihr, vor seiner Abreise, die Regierung des Landes übergeben — bis er wieder zurück komme, oder wenn er im Kriege umkommen sollte, bis sein einziger Sohn Hermann das erforderliche Alter werde erreicht haben, die Regierung anzutreten Sie regierte mit Weisheit und Güte. Allein Heinrich, Ludwigs Bruder, warf sich jetzt zum Regenten auf, und riß die Regierung an sich. Elisabeths heimliche Feinde, einige Räthe, die bisher die größte Ehrfurcht gegen Elisabeth geheuchelt hatten, unterstützten ihn bei diesem gesetzwidrigen, verbrecherischen Unternehmen. Sie bestürmten ihn nun mit neuen Klagen gegen Elisabeth, und forderten ihn auf, die bisherige Regentin nicht nur ganz von der Regierung auszuschließen, sondern als eine gefährliche Frau des Landes zu verweisen.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß Elisabeth, diese reine, schuldlose Seele, die nur Gutes gethan, und keinem Menschen ein Leid zugefügt hatte, Feinde haben konnte; allein die weisesten Männer und frömmsten Frauen wurden ja oft am grimmigsten verfolgt und gelästert. Welche Klagen aber konnten Elisabethens Feinde gegen sie vorbringen? Eine Klage, die sie wohl selbst nicht recht auszusprechen wagten, war die: Elisabeth sey zu fromm. Es traf das Wort des Apostels zu: „Alle, die fromm leben wollen in Jesu Christo, müssen Verfolgung leiden.“

Eine andere Klage trugen sie mit desto größerer Heftigkeit vor. Elisabeth war ihnen zu wohlthätig gegen die Armen. Sie nannten sie eine Verschwenderin, die alle Kassen erschöpfe und das Land in's Verderben bringe. Sie konnten nicht vergessen, daß Elisabeth, zur Zeit der Theurung, das Getreide zu niedrigen Preisen, oder ganz unentgeltlich weggegeben, und ihnen eine schöne Gelegenheit entzogen habe, sich zu bereichern. Es war ihnen sonst noch mancher Anschlag, der ihnen vortheilhaft und dem Lande nachtheilig gewesen wäre, von Elisabeth vereitelt worden. Elisabeth war ihnen verhaßt, nicht nur wegen ihrer Frömmigkeit gegen Gott, sondern auch wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen. Die gottselige und menschenfreundliche Frau tröstete sich damit, Christus selbst sey auch gelästert worden, weil Er auf Gott vertraut und den Menschen geholfen habe.

Heinrich war schwach genug, den grausamen Befehl zu unterzeichnen. Ein Regierungsbote kam nach Wartburg, und überreichte ihr das unglückselige Blatt. Sie las, daß sie die Burg und das Land auf der Stelle verlassen müsse; wenn sie nicht willig gehe, so werde man Gewalt brauchen. Elisabeth blickte voll Ergebung zum Himmel auf, und unterwarf sich dem Befehl. Sie wanderte als eine Verstoßene den Schloßberg herab, und trug ihr kleinstes Kind auf dem Arm. Ihre zwei treue Dienerinnen Isentraud und Gutta folgten ihr. Jede führte eines der an-

dern zwei Kinder an der Hand und trug ein Bündelein unter dem Arme. Die beklagenswerthe Fürstin kam in die Stadt Eisenach. Es war bereits spät am Abende. Sie suchte eine Nachtherberge. Allein vergebens! Man hatte in der ganzen Stadt ausgeschellt, es sey bei Strafe verboten, sie in ein Haus aufzunehmen.

Ein alter, frommer Geistliche vernahm, daß man ihr nirgends eine Hausthür öffne, suchte sie auf, und sagte ihr: er selbst bewohne nur eine kleine Zelle; er wisse aber ein Haus, das man ihr gewiß nicht verschließen werde. Er führte sie zu einem wackeren Bürger. Der Mann, dem sie Wohlthaten erwiesen hatte, zog seine Mütze ab, verbeugte sich ehrerbietig und sagte: „Gnädigste Frau! Ich bin von Herzen bereit, Euch mit den Eurigen über Nacht zu behalten. Allein ich finde es nicht rathsam, Euch meine Stube einzuräumen. Die Stadtknechte, die wohl wissen, daß Ihr in der Stube seyd, könnten kommen und Euch daraus vertreiben. Ich habe aber eine abgelegene Kammer, in der Ihr verborgen bleiben werdet." Elisabeth nahm das Anerbieten mit Dank an. Der Mann führte sie in die dunkle Kammer. Die Hausfrau brachte, sich voll der tiefsten Ehrfurcht verneigend, eine kleine Oellampe. Elisabeth blickte um sich und sah, die Kammer sey sehr schlecht, und ehemals ein Stall gewesen. Allein sie dachte: „Maria hat mit ihrem göttlichen Kinde ja auch in einem

Stalle übernachten müssen; wie sollte ich es besser haben wollen."

Die gute Hausmutter trug das Beste, was sie im Hause hatte, zum Abendessen auf. Sie und ihr Mann brachten Stroh und viele Kissen zu einem Nachtlager, das sie aber nur auf dem Boden der Kammer bereiten konnten. Die Kinder legten sich nieder, und schliefen bald ein. Elisabeth aber dachte an keinen Schlaf. Sie wachte und bethete. Um Mitternacht hörte sie aus der Kirche der Franziskaner das helle Glöcklein, das ihnen in den Chor rief. Sie ließ Gutta bei den Kindern und ging von Isentraud begleitet, in die Kirche. In der düstern, sparsam erleuchteten Kirche konnte sie recht mit Inbrunst bethen. Als die frommen Väter die Psalmen gebethet hatten, stimmten sie das Te Deum an: „Dich, o Gott, loben wir!" Elisabeth konnte von Herzen mit einstimmen. Sie war es gewohnt, Alles was ihr begegnete, als eine Fügung Gottes anzusehen; deßhalb war sie im Glück nie übermüthig und im Unglück nie kleinmüthig und verzagt. Elisabeth kehrte in die Kammer zurück; alle ihre Kinder schliefen noch sanft und süß. Gegen Morgen weckte sie aber die Kinder. Sie wollte sich und ihren guten Hausleuten keine Verdrüßlichkeiten zuziehen. Die Hausmutter brachte ein Frühstück; der Hausvater begleitete Elisabeth vor das Thor. Er nahm von ihr bitterlich weinend Abschied und sprach: „Gnädigste Frau! seyd

getrost; Gott hat Euch zwar tief erniedrigt, Er wird Euch aber wieder erhöhen. Regent Heinrich fängt seine Regierung scharf an. Es wird aber, was ich immer gehört habe, wahr bleiben: Ein zu starker Gewalt, wird nicht alt. Gott kann das viele Gute, das Ihr dem Lande gethan habt, nicht unbelohnt lassen. Er wird mit Euch seyn, und Ihr werdet wieder zu Ehren kommen und es wird Euch noch wohlgehen. Lebet wohl, und Gott sey mit Euch!"

Auf ihrer ferneren Wanderung kam Elisabeth zu einem Morast. Einzelne lange Balken waren zu einem Fußsteige darüber gelegt. Mitten auf diesem schmalen Wege begegnete ihr eine Bettlerin. Elisabeth hatte ihr öfter einiges Almosen gegeben, und ihr Arbeit anweisen wollen. Allein das böse Weib hatte nichts von Handarbeit wissen wollen, sondern von jeher aus dem Betteln ein Handwerk gemacht. Diese unverschämte Bettlerin schrie: „Jetzt bist du um nichts besser, als ich. Weich mir aus!" Sie gab ihr einen Stoß, daß sie bis an die Knie in den Morast trat. Allein Elisabeth lächelte nur, als sie ihr mit Koth bespritztes Kleid ansah, und sagte: „Das ist vielleicht zur Strafe, daß ich mich ehemals mit kostbaren Kleidern und mit Gold und Perlen geschmückt habe."

Nachdem sie über die Gränze gekommen und vor der Nachstellung ihrer Feinde in Sicherheit war, wollte sich ihrer eine andere Sorge bemächtigen. Sie

kehrte eines Tages auf ihrer traurigen Wanderung in einem ländlichen Wirthshause ein, um ihre Kinder von den Beschwerden der Reise ausruhen zu lassen. Allein sie konnte hier weder bleiben, noch weiter reisen. Ihr weniges Geld ging zu Ende, und ihren Schmuck hatte sie längst zum Besten der Armen verkauft. Sie lebte auf ihrer Reise mit den Kindern so sparsam als möglich. Sie genoß mit ihnen fast nichts als Milch und Brod. Allein es war zu fürchten, sie werde ihren Kindern nicht mehr trockenes Brod geben können. In dieser großen Noth nahm sie ihre Zuflucht zu Gott. Sie saß in der einsamen Wirthsstube; ihre drei Kinder spielten auf dem grünen Platze vor dem Fenster. Sie flehte mit Inbrunst zu Gott. „Ach, sagte sie unter Anderm, Du lieber Vater im Himmel! sieh herab auf diese Kinder und erbarme Dich ihrer!“ Da kamen zwei Kutschen angefahren; in der einen saßen zwei Klosterfrauen, die andere war leer. Die ansehnlichere der zwei Frauen, mit einem goldenen Kreuz vor der Brust, trat in die Stube, eilte auf Elisabeth zu, schloß sie mit Augen voll Thränen in die Arme, und sprach: „O liebste Elisabeth! Gott sey Lob und Dank, daß ich dich gefunden habe. Du wirst mich kaum mehr kennen, denn wir haben uns seit vielen Jahren nicht mehr gesehen. Ich bin Mathilde, die Aebtissin von Kitzingen, die Schwester deiner Mutter, der Königin von Ungarn. Deine Schwiegermutter

Sophie hat mir geschrieben, wie unwürdig und grausam man dich behandelt habe. Ich ließ sogleich nachforschen, wo ich dich finden könnte, und machte mich sobald ich sichere Nachricht erhielt, unverzüglich auf den Weg. O komm nun mit mir in mein Stift und bleibe mit deinen lieben Kindern und deinen treuen Dienerinnen so lange bei mir, bis der liebe Gott noch besser für dich sorgen wird."

Elisabeth blickte mit Thränen des Dankes zum Himmel, daß Gott ihr Gebeth so gnädig erhört habe. Sie rief nun ihre Kinder, und stellte sie der Aebtissin vor. Die edle Frau begrüßte sie und benetzte sie mit Freudenthränen. Sie bestellte eine Mahlzeit, so gut man sie hier haben konnte, und fuhr dann mit Elisabeth und deren Kindern nach Kitzingen. Die besten Gastzimmer des Klosters waren für sie bereitet. Alle Klosterfrauen bezeigten gegen Elisabeth die tiefste Ehrfurcht, die sie für die heiligmäßige Landgräfin empfanden, und hatten an deren liebenswürdigen Kindern eine unbeschreibliche Freude.

Die Aebtissin schrieb an ihren Bruder, den Bischof Ekbert zu Bamberg, berichtete ihm, wie es um Elisabeth stehe, und fügte, im Vertrauen auf seine wohlwollenden Gesinnungen, kein Wort weiter bei. Der Bischof antwortete unverzüglich: Elisabeth solle mit ihren Kindern so bald möglich zu ihm kommen. Elisabeth reiste nach Bamberg und die Aebtissin begleitete sie. Der Bischof, von den Domherren und

vielen Geistlichen umgeben, begrüßte sie unter dem Portale seiner Wohnung, mit aller Ehrfurcht, die einer Königstochter und Fürstin gebührte, und mit aller Zärtlichkeit eines liebevollen Onkels. Er und seine Geistlichen konnten die Thränen nicht zurückhalten, als sie die jugendliche, blasse Wittwe und die lieblichen Kinder, alle in die Farbe der Trauer gekleidet, erblickten. Der Bischof führte sie hierauf in seine Zimmer, und nach der Mahlzeit in ein schönes Haus, nächst der bischöflichen Wohnung, das er für sie auf das Beste hatte einrichten lassen. Er versicherte sie, er werde dafür sorgen, daß ihre Kinder, in der Stadt, in Allem Standesgemäß unterrichtet würden. Ueberdieß übergab er ihr das Schloß Bodenstein, mit allen Weinbergen, Aeckern und Wiesen zu ihrem Lebensunterhalte. Elisabeth brachte ihre meiste Zeit bei ihren Kindern in der Stadt zu, begab sich aber manchmal auf ein Paar Tage in das Schloß Bodenstein und widmete sich da stiller Andacht.

Während Elisabeth durch Gottes und des Bischofs Güte, so gut und liebreich versorgt worden, hatten die Ritter und die Diener des Landgrafen Ludwig, die mit ihm gezogen waren, den Leichnam ihres Herrn zu Otranto begraben, und ihn mit lebendigem Kalk beschüttet, damit das Fleisch bald verzehrt werde, und sie die Gebeine dann in ihr Vaterland zurückbringen, und in der Gruft seiner Voraltern beisetzen möchten. Als sie das Grab wieder öffneten, erschienen die

Gebeine so weiß, wie neugefallener Schnee. Sie hüllten die Gebeine, die ordentlich zusammengefügt geblieben, in reine Leinwand, legten dem Leichname ein silbernes Kreuz, das mit rothen Edelsteinen, fünf Rubinen, besetzt war, auf die Brust, verschlossen ihn in einen zierlich gearbeiteten Sarg, und zogen damit traurig der Heimath zu.

Da sah man nun recht, wie werth geschätzt der Landgraf Ludwig in allen Landen war. Auf dem ganzen Zuge durch Italien und Deutschland, wurde in allen Dörfern und Städten, durch die man den Leichnam führte, mit allen Glocken geläutet, und Priester und Volk zogen ihm entgegen, und begleiteten ihn dann, noch eine Strecke weiter. Die Nächte über wurde der Sarg allemal in eine Kirche gebracht, und das Volk blieb die ganze Nacht hindurch abwechselnd in der Kirche und bethete, und die Priester sangen die Trauer-Mette, und lasen von Mitternacht bis gegen Morgen viele heilige Messen.

Als ein reitender Bote mit der Nachricht in Bamberg ankam, daß man Ludwigs Gebeine bringe, und daß man sich mit denselben bereits der Stadt nähere, ließ der Bischof mit allen Glocken zusammen läuten, und er, und alle Domherren und Geistliche, der ganze Adel und die Bürgerschaft, und alles Volk zogen ihm entgegen; wie es bei Leichenbegängnissen gewöhnlich ist, mit Gebeth und Gesang. Elisabeth blieb, weil der Bischof es so haben wollte, in der

Stadt zurück, und begab sich mit ihren Kindern in die Domkirche.

Der Sarg wurde in die Domkirche gebracht und man öffnete ihn. Die Leiche war mit weißen Leinentüchern umwunden, und auf der Brust lag das silberne Kreuz; Kopf und Hände waren nicht verhüllt. Alle, die den edlen Landgrafen in der vollen Blüthe seines Lebens gekannt hatten, seiner hellstrahlenden Augen gedachten, und nun die hohlen Augenhöhlen erblickten, und von seinem ernstfreundlichen Angesichte nur mehr die beinernen Ueberreste sahen, durchschauerte das Gefühl der menschlichen Hinfälligkeit. Alle erkannten die Wahrheit der Worte: „Alles Fleisch ist wie Gras, und alle seine Herrlichkeit wie die Blume des Grases; das Gras verdorrt und die Blume fällt ab! — Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, bleibt in Ewigkeit.“ —

Jetzt trat Elisabeth zu dem Sarg und blickte hinein! Dieser Anblick wäre für die zarte Frau, die liebevolle Gattin zu schauerlich gewesen. Allein ihr ganzes Gemüth war zu Gott erhoben, und sie dachte sich Ludwigs abgeschiedenen Geist in der Herrlichkeit des Himmels; sonst wäre sie dem Schmerz erlegen. Sie sprach: „Ich danke Dir, guter Gott, daß Du den Wunsch deiner Magd, wenigstens noch die Gebeine meines geliebtesten Gemahls zu erblicken, erfüllt hast, und meiner trauernden, tiefbetrübten Seele aus Barmherzigkeit diesen Trost gewährest. Du weißt

es, o Gott, daß die Freude, die ich gehabt hätte, wenn Du ihn lebendig hättest zurückkehren lassen, mir weit über alle Freuden und Schätze der Welt gewesen wäre. Gerne hätte ich in der tiefsten Armuth gelebt, und mein Brod gebettelt, wenn ich ihn nur noch einmal hätte sehen, und mit ihm reden können. Nun aber opfere ich ihn und mich ganz deinem heiligen Willen, und unterwerfe mich von ganzem Herzen deinen göttlichen Anordnungen. Ja, wenn ich meinen lieben Gemahl mit einem einzigen Haar meines Hauptes vom Tode loskaufen, und in das Leben zurückbringen könnte, so würde ich es gegen dein heiliges Wohlgefallen doch nicht thun. Denn was Du thust, o Gott, ist immer das Beste.“ — „O Ludwig! sprach sie zum Himmel aufblickend, und Ludwigs Geist anredend, du bist nun da oben im Reiche des Vaters, wo die Gerechten glänzen, gleich der Sonne. Gott gebe, daß ich dich dort oben bei Ihm wieder sehe!“

Ludwigs Leiche wurde nun, auf einem mit schwarzem Tuche bedeckten Trauerwagen, nach Reinhardsbrunn abgeführt, einer Abtei, in der sich die landgräfliche Gruft befand. Elisabeth mit ihren drei Kindern, Bischof Ekbert und Aebtissin Mathilde reisten auch dahin. Als sie dort ankamen, waren Sophie, die alte Landgräfin, und Heinrich und Konrad ihre zwei Söhne, Ludwigs Brüder, bereits eingetroffen. Der Adel des Landes, Herren und Frauen,

und eine unermeßliche Menge Volkes hatten sich versammelt. Jetzt erklangen die Glocken von den Thürmen der Abtei. Man ging zur Kirche. Ein Trauergerüst mit vielen brennenden Kerzen erhob sich über dem Sarge. Orgeltöne hallten vom Gewölbe wieder, der Abt, von mehreren Geistlichen begleitet, trat im schwarzen Ornate zum Altare, das Hochamt zu halten; feierlicher Choralgesang erhob sich. Hierauf segnete der Abt die Leiche ein, und begleitete sie zur Gruft, damit sie dort bei Ludwigs Vorältern beigesetzt werde.

Nach der Trauerfeierlichkeit begaben Elisabeth, ihre Kinder, ihre Verwandten und viele Adelige sich in den großen Saal des Klosters. Prinz Heinrich benahm sich als den Herrn der Abtei, weil seine Ahnen sie gestiftet hatten; er ließ den Abt gar nichts gelten, machte, wie man zu sagen pflegt, die Hausehre, ging bei allen Gästen umher, und unterhielt sich mit ihnen. Da öffneten sich beide Thürflügel des Saales, und Walter von Varila trat herein; drei Ritter, die mit ihm kamen, nicht in Friedenstracht und Trauerkleidern, sondern geharnischt und ihre schweren Schlachtschwerter an der Seite, blieben unter der Saalthüre stehen. Walter, dieser edle Ritter war es, der Elisabeth, als sie noch ein Kind war, aus Ungarn nach Thüringen geführt, und dann, dem Rufe des Kaisers gehorchend, Ludwig auf dem Kreuzzuge begleitet hatte. Er war ein

Mann, der im hohen Ansehen stand; schon sein Blick, seine Gestalt, noch mehr, was er sprach, und sein ganzes Betragen geboten Ehrfurcht. Selbst Heinrich, der ihn längst kannte, mußte ihn wider Willen ehren, und fürchtete ihn. Der erschrockene Prinz näherte sich ihm, und hieß ihn, sich tief verneigend, willkommen.

„Wohl, sprach Walter, eben mit Dir zu sprechen, komme ich. Dein seliger Bruder, der edle Ludwig hat, bevor er den Kreuzzug antrat, die Regierung des Landes feierlich, vor allen seinen Räthen und Beamten, seiner weisen, frommen Gemahlin hier übergeben, bis er wieder zurückkomme, oder bis sein unmündiger Sohn hier, im Stande seyn werde, zu regieren. Du hast dich widerrechtlich und gewaltsam der Regierung bemächtigt, sobald du den Tod ihres Gemahls erfahren hast. Du hast das Land mit Ungerechtigkeiten und Gewaltstreichen aller Art verwaltet. Du hast diese Königstochter, diese hohe Fürstin, diese tiefbetrübte Wittwe, die du hättest ehren, trösten und schützen sollen, aus dem Lande gewiesen und sie mit ihren vaterlosen Waisen allem Elende, dem Hunger und Kummer preisgegeben. Als wir im fremden Lande davon hörten, empörten sich unser Aller Herzen. Wir entsetzten uns, daß eine solche Grausamkeit, eine solche Gottlosigkeit und Unmenschlichkeit hier auf Erden auch nur möglich sey. Du hast dich schwer gegen Gott versündigt! Du hast deine fürst-

liche Person tief herabgewürdiget, Thüringen und Hessen in Verwirrung gebracht, viele tausend Herzen schmerzlich betrübt. Du hast dich in den Augen aller ehrlichen Menschen aller Ehre verlustig gemacht. Du verdienst nicht mehr die geringste Achtung. Deßhalb rede ich mit dir nicht, wie es mir gegen einen Fürstensohn geziemte, sondern nenne dich, wie einen ehrlosen, gemeinen Verbrecher nur „Du." — Sage, was willst du jetzt thun?"

Heinrich war wie betäubt, schien aber nicht geneigt, seine angemaßte Herrschaft aufzugeben. Walter rief, indem er auf die drei bewaffnete Ritter zeigte: „Erkläre dich! Elisabeth ist Regentin, du bist nichts, gar nichts mehr. Sie hat zu befehlen, du mußt ihr gehorchen. Wähle! Willst du freiwillig dich unterwerfen, oder willst du es darauf ankommen lassen, daß du in ein Gefängniß geworfen werdest? Was ich thue, und noch thun werde, geschieht auf des Kaisers Befehl."

Heinrich brach in Thränen aus — nicht aus Reue, sondern nur über den Verlust aller seiner Herrlichkeit, aller Reichthümer und Vergnügungen. Er sagte jedoch: „Was geschah, ist mir Leid und ich wünsche, es wäre nicht geschehen!" Walter von Varila sprach: „So bitte deine beleidigte Fürstin um Vergebung und huldige ihr." Er that's. Walter bemerkte wohl, daß es ihm nicht von Herzen gehe, sondern daß er sich seiner angemaßten Gewalt nicht

begeben werde. Er befahl daher seinen drei Rittern: „Führt ihn einstweilen in ein Zimmer der Abtei, bis ihm irgend ein abgelegenes Waldschloß zum Aufenthalt angewiesen wird.“

Alle im Saale erstaunten Anfangs über des Ritters kühne Sprache gegen einen so mächtigen Beherrscher, als Heinrich bisher sich erwiesen hatte; allein da sie hörten, daß Walter von Varila auf Befehl des Kaisers so handle, waren alle beruhigt. Der Abt sagte: „Ja, ja! Unterdrückung der Wittwen und Waisen ist eine himmelschreiende Sünde; wollte Gott, alle Wittwen und Waisen möchten immer einen solchen mächtigen Beschützer auf Erden finden!“ „Sie haben ihn im Himmel, sprach der Bischof, und wer ihnen etwas zu Leid thut, dem bleibt es nicht ungestraft; Gott nimmt sich ihrer an.“

Elisabeth wollte die Regierung nicht mehr übernehmen. Sie sagte: „Ich verlange von aller Herrlichkeit der Welt nichts mehr, nur Das fordere ich, daß mein Sohn Hermann, wenn er das gehörige Alter erreicht hat, seinem Vater in der Regierung folge. Man kann leicht einen Mann finden, der inzwischen besser regieren wird, als ich es könnte.“ Ludwigs zweiter Bruder, Prinz Konrad, ein sehr vernünftiger, wohlgesinnter junger Mann, wurde zum Regenten, und der weise Varila zu seinem ersten Rathe bestimmt.

Uebrigens sprach Elisabeth noch: sie erwarte, daß

sie die, nach dem Tode ihres Gemahls ihr zugesicherten Einkünfte erhalten werde.

Es geschah. Mit dieser großen Summe Geldes ließ Elisabeth das Spital, das sie bei Marburg errichtet hatte, sehr vergrößern, aufs Beste einrichten und eine Kirche dabei erbauen. Hier lebte sie nun, als die Vorsteherin dieses Spitals, und diente Christo in den Kranken und Armen. Ihre Kinder wurden sehr gut versorgt. Ihr Sohn Hermann wurde Landgraf; ihre Tochter Sophie ward mit dem Herzog von Brabant vermählt; die jüngste aber ging in ein Kloster, und wurde Aebtissin.

Was mit Ludwigs Schwester, der eiteln, leichtsinnigen Agnes geschehen, weiß man nicht. Ihre stolze Erwartung, mit einem hohen Fürsten, oder gar mit einem Könige vermählt zu werden, blieb eine so leere, als thörichte Einbildung.

Unbeschreiblich sanft und selig war Elisabeths Tod. „Gottlob, sagte sie, ich habe mich in gesunden Tagen auf den Tod bereitet, und nichts auf das Sterbebett gespart." Sie starb den 19. November 1231, und wurde gemäß ihres letzten Willens in einer Ecke der Spitalkirche begraben.

Pabst Gregor IX. trug ihren Namen am heiligen Pfingstfeste 1235 mit großer Feierlichkeit in das Verzeichniß der Heiligen ein. Als ihr heiliger Leib, dem alten Gebrauche gemäß erhoben, und in der ihrem Andenken gewidmeten prachtvollen Elisa-

bethen-Kirche feierlich beigesetzt wurde, kamen der Kaiser Friedrich und die vornehmsten Fürsten Deutschlands, die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit ihren untergebenen Bischöfen, und wohl über 200,000 Menschen zu Marburg zusammen, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Der Kaiser legte eine goldene Krone auf den Sarg nieder, Fürsten trugen den Leichnam, und der Pabst setzte ihren jährlichen Festtag auf den 19. November, den Tag ihres Todes, fest, damit ihr Andenken in der katholischen Kirche nie erlöschen möge.

VI.

Die heilige Nothburga.

Eine arme Magd.

Nothburga wurde im Jahre 1265 zu Rottenburg, einem Dorfe im Tyrol, geboren. Ihre Aeltern, arme Landleute, die mit der Arbeit ihrer Hände und im Schweiße ihres Angesichtes ihr tägliches Brod verdienten, wurden wegen ihrer Frömmigkeit und Redlichkeit allgemein geachtet. Vater und Mutter bemühten sich, ihre Tochter fromm und christlich zu erziehen; beide bestrebten sich, dem zarten Gemüthe ihres geliebten Kindes Liebe zu Gott, Ehrfurcht gegen seine heiligen Gebote, und Abscheu gegen jede, auch die kleinste Sünde einzuprägen. Diese frommen, redlichen Bemühungen brachten auch die schönsten Früchte. Nothburga wurde recht das Bild der Frömmigkeit und Unschuld; Bethen und Arbeiten war das Geschäft ihres Lebens, besonders aber hatte sie großes Mitleid mit Armen und Bedrängten, und that Alles, was sie konnte, deren Thränen zu trocknen.

Als Nothburga achtzehn Jahre alt war, nahm die Gräfin, oben auf dem Schlosse Rottenburg, von dem das Dorf den Namen hatte, sie in Dienste, zuerst als Magd, und wegen ihrer vorzüglichen Geschicklichkeit, in der Folge als Köchin. Gräfin Gutta und ihr Gemahl Heinrich, waren sehr reich und sehr

wohlthätig gegen die Armen. Viele Wohlthaten ließen sie durch Nothburga austheilen, und sie legte diesen milden Gaben, so viel sie an ihrem eigenen Munde ersparen konnte, bei, und überdieß noch ihre Sparpfennige. Diese Wohltätigkeit blieb nicht ohne Segen für das gräfliche Haus.

Nachdem Nothburga bereits sechs Jahre dieser gütigen Herrschaft gedient hatte, starb Graf Heinrich; nicht lange nachher kam auch die edle Gräfin Gutta auf das Sterbebett. Da ließ sie ihren Sohn, auch wie sein Vater, Heinrich genannt, und ihre Schwiegertochter Ottilia an ihr Todbett rufen. Sie ermahnte beide, Gott über Alles, und die Menschen wie sich selbst zu lieben, bat sie, den Armen und Nothleidenden Hülfe zu leisten, und empfahl ihnen noch besonders dringend die gute Nothburga, als eine fromme, treue Seele, die ihr nun schon mehrere Jahre redlich gedient, ihr große Dienste geleistet, und Gottes Segen über ihr Haus gebracht habe. Heinrich und Ottilia versprachen unter Thränen, Alles, was die Sterbende ihnen an das Herz gelegt hatte, gewissenhaft zu befolgen.

Allein bald nach dem Tode der guten alten Gräfin betrachtete Ottilia sich als Herrin im Schlosse, indem sie auch ihren Gemahl, den Grafen Heinrich, zu beherrschen wußte. So groß und strafbar ihre Herrschsucht war, so war es doch noch vielmehr ihr Geiz. Sie befahl, allen Armen, die sie alle ohne

Unterschied nur Bettelgesindel nannte, den Eintritt zu die Pforte des Schlosses zu verwehren; auch alte gebrechliche Leute wurden mit Härte abgewiesen. Da Gräfin Ottilia die mitleidige Gemüthsart der gutherzigen Nothburga kannte, so gebot sie ihr mit großem Ernste, die Armen und Kranken drunten im Dorfe nicht mehr zu besuchen und ihnen auch nicht das Geringste von Lebensmitteln zuzutragen. Nothburga sagte: wiewohl es bisher in dem Schlosse der löbliche Gebrauch gewesen, die übrigen Speisen unter die Armen zu vertheilen, so wolle sie es nicht mehr thun, sondern ihrer Herrschaft, die über ihr Eigenthum zu gebieten habe, gehorsamen; allein das könne sie doch nicht über das Herz bringen, den Bissen, den sie sich am Munde erspare, einem Hungrigen zu verweigern. „Nichts da! rief die Gräfin voll Zorn; Alles, was von der gräflichen Tafel und von dem Tische der Dienstboten übrig bleibt, gebe man lieber den Schweinen; so bringt es doch meiner Haushaltung noch Nutzen.“

Graf Heinrich war über dieses hartherzige Betragen seiner Gemahlin sehr betrübt. Er versuchte vergebens, ihr menschlichere Gesinnungen einzuflößen. Allein es gelang vielmehr ihr, ihn gegen Nothburga einzunehmen. Die hochmüthige, geizige Gräfin sagte: „Nothburga ist eine ungehorsame, ungetreue Magd. Gieb nur Acht; da du täglich ausreitest, so wirst du sie bald sehen, wie sie mit Lebensmitteln bepackt, den

armseligsten, mit Schindeln bedeckten Hütten unten im Thale zueilt.“ Noch an eben dem Abende sah der Graf, der von einem Spazierritt zurückkehrte, Nothburga, die Einiges in der Schürze trug, vom Schloßberge in das Dorf herabgehen. Er wurde unwillig, daß die Magd ihrer Frau nicht gehorche, ritt auf sie zu, und fragte, was sie da trage. Nothburga öffnete die Schürze und sagte: „Nichts, als was ich von meinem Morgen- und Abendbrode zusammengespart habe.“ Der Graf erzählte, noch immer unwillig, Alles seiner Gemahlin. Die Gräfin wurde noch zorniger, und sagte, sobald Nothburga zurückkam, ihr den Dienst auf, und befahl ihr, noch in dieser Stunde das Schloß zu verlassen.

Nothburga begab sich in ihre Kammer, dankte Gott für alle in diesem Schlosse genossene Wohlthaten, empfahl sich seinem fernern heiligen Schutze, packte das Wenige, was sie hatte, Kleider und Weißzeug, zusammen, und ging mit ihrem Bündel unter dem Arme den Schloßberg hinab. Ihre Mitdienstboten weinten ihr viele Thränen nach. Die Aeltern Nothburgas waren nicht mehr am Leben; sie wußte, als eine arme Waise, nicht wohin. Ein Bauersmann, der ihr als ein arbeitsamer, rechtlicher, nur etwas karger Mann bekannt war, erbot sich, sie als Magd in Dienst zu nehmen. Sie ging alle Bedingungen ein und begnügte sich mit geringem Lohne. Nur behielt sie sich vor, daß ihr an Sonn- und Fest-

tagen gestattet werde, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, und daß sie an den Vorabenden dieser heiligen Tage, sobald das Glockenzeichen vom Kirchthurme den Feierabend einläute, dann von zeitlichen Arbeiten frei, sich gänzlich ihrer Andacht, und den Gedanken an Gott und Ewigkeit ergeben dürfe. Der Mann sagte ihr dieses zu, und mußte auf ihr Verlangen es ihr heilig versprechen.

Nothburga gewöhnte in diesem abgelegenen, einsamen Thale zwischen Wald und Felsen, Eben genannt, sehr gut an. Nicht weit von dem Bauernhofe stand ein Kirchlein, dem heiligen Rupert gewidmet. Hinter demselben erhob der hohe Hartenberg seinen Gipfel bis in die Wolken. Es gefiel ihr hier sehr wohl; das Erfreulichste aber war ihr, in jeder freien Stunde in das nahe Rupertuskirchlein gehen zu können und da nach Herzenslust zu bethen. Diese Augenblicke zählte sie unter die seligsten ihres Lebens.

Eines Tages zur Aerntezeit hatte sie von dem Anbruche der Morgenröthe an, den ganzen heißen Tag hindurch unermüdet auf dem Felde gearbeitet, und manchen Schweißtropfen vergossen. Der Bauer war mit ihrem Fleiße sehr zufrieden und sagte mehrmal, sie sey unter allen Schnitterinnen die fleißigste. Jetzt aber kündete das Glöcklein der kleinen Rupertuskirche und die große Glocke auf dem Kirchthurme des benachbarten Pfarrdorfes den Feierabend an, weil es morgen Sonntag war. Nothburga sprach: „Für

heute ist es genug gearbeitet; jetzt werden wir zum Bethen und zur Andacht aufgefordert. Man kann zwar auch, wenn die Hand arbeitet, das Herz bei Gott haben; es ist aber doch schön, daß der liebe Gott Tage angeordnet hat, an denen wir alles Irdische bei Seite legen und uns nur mit dem Himmlischen beschäftigen sollen. Wir wollen also die Sichel jetzt ruhen lassen, und auf eine Aernte höherer Art bedacht seyn. Wir wollen diesen Abend noch uns vorbereiten, morgen den Tag des Herrn würdig zu feiern.“

Allein der Bauer schrie: „Nein! nicht so! Alles Getreide, das noch auf dem Acker steht, muß heute vollends geschnitten werden.“ Nothburga erinnerte ihn sanft und bescheiden an sein gegebenes Wort. Der Bauer aber läugnete, daß er etwas dergleichen ihr versprochen habe. Sie wollte von dem Acker nach Hause gehen. Da gerieth er in einen solchen Zorn, daß Nothburga ihn noch nie so gesehen hatte. Er riß einen Prügel aus dem nahen Zaun, und drohte sie zu schlagen. Mit schäumenden Munde rief er: „Jetzt, wo man am besten in der Arbeit ist, sie aufgeben — das wäre eine Sünde vor Gott!“

Nothburga blickte zum Himmel auf, hob ihre Hand mit der Sichel empor und flehte zu Gott, Er wolle offenbaren, was vor Ihm recht, und Ihm wohlgefällig sey. Als sie die erhobene Hand wollte sinken lassen, konnte sie die Sichel nicht mehr zurückziehen. Die Sichel blieb frei in der Luft hängen,

von dem Glanze der untergehenden Sonne helle beleuchtet. Alle Schnitter und Schnitterinnen auf dem Acker fielen auf die Knie nieder, und erhoben Hände und Augen anbethend zum Himmel. Der Bauer stand da, wie von einem Donnerschlage getroffen und rief: „O Du gnädiger, barmherziger Gott! Verzeihe mir! Ich gelobe Dir, den Sonntag, den Du angeordnet hast, von nun an, immer zu heiligen, und nach Anordnung der Kirche schon am Abende zuvor mich darauf vorzubereiten. Die Glocke soll mich von nun an, nie mehr vergebens mahnen."

Von diesem Abende an begegneten die Leute im Dorfe und in der umliegenden Gegend der frommen Nothburga mit Ehrerbiethung; ja sie fühlten vor dieser armen Magd mehr Ehrfurcht als vor der reichen, vornehmen Gräfin auf dem Schlosse Rottenburg.

Die Gräfin Ottilia lag zu jener Zeit krank darnieder. Sie hatte Vieles zu leiden, und man gab die Hoffnung auf, daß sie von diesem Krankenbette je wieder aufstehen werde. Als Nothburga davon hörte, blickte sie mit Augen voll Thränen nach dem nicht gar fernen Schlosse Rottenburg hin, das sie von ihrem kleinen Thale aus sehen konnte, und bethete für die kranke Gräfin. Um noch inbrünstiger für sie bethen zu können, eilte sie in das Rupertuskirchlein, und flehte mit inniger Andacht zu Gott. „Lieber Vater im Himmel, sprach sie, erbarme Dich der armen Kranken, und laß diese Krankheit des

Leibes ihr zum Heile der Seele gereichen." Da fühlte Nothburga einen innerlichen Antrieb, die Gräfin Ottilia, ihre ehemalige gnädige Frau, zu besuchen. Der Bauer erlaubte es ihr. Sie kam in das Schloß, ließ sich melden, und ward sogleich vorgelassen. Nothburga brach in Thränen aus, als sie die ehemals so blühende Frau, so blaß und abgezehrt sah. Auch die Gräfin weinte, und sagte: „Meine liebe, gute Nothburga, es ist recht schön von dir, und ein großer Trost für mich, daß du mich besuchest. O wie reut es mich, daß ich gegen dich und die Armen so hart gewesen bin. Gott wolle es mir verzeihen! Verzeih auch du mir, liebste Freundin!" Nothburga redete ihr zu, auf Gott zu vertrauen. „Der barmherzige Vater im Himmel, sagte sie, verzeiht allen seinen reumüthigen Kindern gerne; Jesus Christus, der Sohn Gottes, hat nie einen reumüthigen Sünder zurückgewiesen, ja sogar sein Blut vergossen zur Vergebung der Sünden." Noch viele dergleichen Trostworte sagte sie ihr. Die Gräfin hörte ihrer ehemaligen Magd sehr andächtig und mit gefalteten Händen zu und versprach, jedes ihrer Worte zu befolgen. Nothburga bethete ihr vor, und die Gräfin sprach ihr jedes Wort nach. Es war nicht das Geringste von Stolz und Hochmuth mehr an ihr zu bemerken.

Jetzt trat Graf Heinrich, der vernommen hatte, Nothburga sey da, in das Zimmer. „Liebster Heinrich! rief Ottilia ihm entgegen, Nothburga hat mich

recht getröstet; ich fühle mich nun recht gestärkt, und sehe meinem Tode ruhig entgegen. Ich bitte dich, liebster Gemahl, bringe du ein, was ich versäumt, ersetze du den Armen Alles, was ich ihnen entzogen habe.“ Sie bat den Grafen, Alles, was sie an Gold und Silber, an Edelsteinen und Perlen hatte, zu verkaufen und zu mildthätigen Stiftungen zu verwenden. Nach wenigen Tagen verschied sie, selig in Gott.

Ueber den Grafen kamen nach dem Tode seiner Gemahlin noch große Leiden und Trübsale. Es entstand Krieg zwischen Erzherzog Albrecht von Oesterreich und dem Herzoge Otto von Bayern. Heinrich hielt es mit Albrecht, und zog mit ihm gegen Otto zu Feld. Heinrichs Burg wurde erobert, und von den feindlichen Kriegstruppen rein ausgeplündert. Als er, nachdem es Friede geworden, nach Rottenburg zurückkam, fand er nichts mehr, als die leeren Wände. Die verscheuchten Dienstboten trafen nach und nach wieder ein. Graf Heinrich aber machte sich auf und ritt in das Thal Eben, um Nothburga zu bitten, die Führung des Hauswesens und die Aufsicht über die weiblichen Dienstboten zu übernehmen. Nothburga befand sich auf der Wiese und rechete Heu zusammen. Der Graf stieg ab, ging zu ihr hin, und trug ihr seine Bitte vor. Nothburga willigte sehr gern in sein Ansuchen, und im Schlosse und im Dorfe Rottenburg war große Freude, als sie dahin zurückkam.

Nachdem Nothburga das Schloß neu eingerichtet,

und das ganze Hauswesen wieder in den besten Stand gebracht hatte, vermählte Graf Heinrich sich mit Fräulein Margaretha von Hoheneck. Margaretha war von Herzen fromm gegen Gott, und gegen die Armen so wohlthätig als Nothburga. Beide waren nur ein Herz und eine Seele. Auch der Graf behandelte Nothburga nicht anders als eine geliebte Schwester. Der Segen Gottes kehrte wieder im Schlosse Rottenburg ein, und reicher Segen verbreitete sich von da aus, über das Dorf und die ganze benachbarte Gegend.

Nothburga lebte mehrere Jahre mit Margaretha in schwesterlicher Eintracht, in steter Andacht zu Gott, in thätiger Liebe gegen alle Menschen. Endlich wurde Nothburga sehr krank; sie erkannte und fühlte, der Herr werde sie aus diesem vergänglichen Erdeleben in das ewige Leben, in den Himmel abrufen. Ihre erste Angelegenheit war nun, des letzten Trostes unsrer heiligen Religion theilhaft zu werden. Sie empfing die heiligen Sakramente der Sterbenden mit glühender Andacht. Nach dieser heiligen Handlung führten der Graf und die Gräfin ihre fünf Kinderchen, Heinrich, Gebhard, Nikolaus, nebst Elisabeth und Gutta an das Bett der Sterbenden, und baten sie, die Kinder zu segnen. Nothburga, die in gesunden Tagen der Mutter getreulich geholfen, die Kinder fromm und christlich zu erziehen, richtete sich in dem Bette auf, ermahnte die weinenden Kleinen noch das letztemal, und segnete eines nach dem andern,

mit Innigkeit zu Gott flehend, und bezeichnete alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

Gräfin Margaretha wich nicht mehr von dem Sterbebette ihrer getreuen Magd, oder vielmehr ihrer geliebten Schwester, bis diese ihre fromme Seele ausgehaucht hatte. Sie starb an dem Feste Kreuzerhöhung. Sie freute sich, an diesem Tage zu sterben. Denn da sie in ihrem ganzen Leben Vieles leiden mußte, ihr tägliches Kreuz aber immer willig auf sich genommen hatte und Jesu nachgefolgt war, so starb sie in der seligen Hoffnung, nun bei Jesus erhöht zu werden.

Sie hatte auf ihrem Sterbebette den Wunsch geäußert, man wolle in der Kapelle zu Eben, wo sie in ihrem Leben mit Gott vertrauter geworden, und so viele selige Stunden im Gebethe zugebracht hatte, ihren entseelten Leichnam begraben lassen. Der Graf ließ die Leiche, von einem Priester des nahen Sankt Georgiusklosters begleitet, dahin abführen. In Folge der Zeit wurde anstatt der Kapelle eine schöne Kirche erbaut. Rothburgas Grabstätte ist mit einer weißen Marmorplatte bezeichnet. Rothburga wird mit Genehmigung Roms in dieser Kirche als eine Heilige verehrt.

Es gibt schöne Bildchen, die nur ganz klein sind, damit man sie bequem in ein Gebethbuch legen kann. Rothburga ist darauf abgebildet, die Augen andächtig zum Himmel erhebend, und die Sichel in der Hand. Unter ihrem Bilde ist der Inhalt ihres Lebens in zwei Worte zusammengefaßt: „Bethe und arbeite.“

VII.

Die heil. Magd Radegunde.

Radegunde, eine arme Magd, diente um das Jahr 1290 in dem Schlosse Wellenburg bei Augsburg, jenseits der Wertach; sie war in dem Dorfe Wohlfarthshausen, jenseits des Leches, geboren.

Jene reiche, vornehme Familie von Augsburg, die damals dieses Schloß, das nunmehr den Grafen Fugger angehört, bewohnt hat, muß sehr edel und christlich gesinnt gewesen seyn, weil sie diese stille Magd, die treu und redlich alle ihre Pflichten erfüllte und in nichts Aufsehen erregte, diese innigfromme Seele, als eine bescheidene Perle von kostbarem Werthe zu schätzen wußte.

Radegunde that alle ihre Arbeiten mit Freudigkeit. Immer war sie fröhlich und freundlich, und unermüdet fleißig. Sie diente ihrer Herrschaft nicht als den Menschen, sondern als dem Herrn. Sie ehrte den Willen ihr Herrschaft, als den Willen Gottes. Sie war sehr zufrieden, daß Gott sie in den Stand einer Magd versetzt hatte. Sie dachte wie alle wahre Christen: „Was Gott thut, ist immer gut. Er allein weiß, was jedem Menschen zum Besten

dient. Der Sohn Gottes selbst hat ja aus Liebe zu uns Menschen Knechtsgestalt angenommen, wie sollte ich nicht gerne Magd seyn!"

Auch ihre Armuth fiel ihr nicht schwer. Sie dachte: „Jesus Christus, der Herr selbst, war ja arm; Er hatte in dieser Welt nicht so viel Eigenes, wohin er sein Haupt lege. Er pries die Armen selig; Er war ihr bester Freund, und nahm sich ihrer Aller, auch der Verlassensten, liebreich an. Darum bin ich gerne arm!"

Am liebsten verrichtete sie die Arbeiten auf dem Felde, weil sie da die schönste Gelegenheit hatte, Gottes Allmacht und Güte zu betrachten. Wenn sie die Sonne aufgehen sah, dachte sie: „Der Vater im Himmel läßt sie aufgehen; es ist seine Sonne! Er läßt sie scheinen für Gute und Böse. Ich will also auch gut und liebreich seyn gegen alle Menschen." Sie betrachtete die Blumen des Feldes; das geringste Blümlein machte ihr Freude. „Der Vater im Himmel kleidet sie so schön, sprach sie, daß Salomo in all seiner Pracht nicht so herrlich gekleidet war. Wie sollte der liebe Gott es mir je an den nöthigen Kleidern fehlen lassen!" Der Gesang der Vögel machte ihr viele Freude. „Wie fröhlich und sorglos sind die lieben Vögelein, sagte sie. Der Vater im Himmel ernährt sie. Wie sollte Er mir das tägliche Brod, um das wir alle bitten, nicht zukommen lassen!"

Ihre größte Seligkeit war es, in der Kirche jedem

öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, was ihre Herrschaft ihr auch gerne gestattete. Mit unverwandter Aufmerksamkeit, ohne ein Auge von dem Prediger zu wenden, hörte sie das Wort Gottes an; mit glühender Andacht bethete sie, die Augen immer auf den Altar gerichtet, während des heiligsten Opfers. Wer sie sah, wurde gerührt; ihre Andacht entzündete auch kalte Herzen.

In dem Walde, mit dem damals noch die Gegend zwischen Augsburg und Wellenburg bedeckt gewesen, stand ein großes Haus für unheilbare Kranke bestimmt, besonders für solche, die mit dem Aussatze behaftet waren. An dieser schmerzhaften und ansteckenden Krankheit litten damals in Deutschland viele Menschen, weil sie sich nicht an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung gewöhnen ließen. Auch für solche Unglückliche haben unsere guten Voraltern liebreich gesorgt. Fast bei jeder Stadt, doch etwas davon entfernt, war ein solches Haus errichtet, und wurde durch freiwillige milde Beiträge unterhalten. Die menschenfreundliche Herrschaft zu Wellenburg schickte in das sogenannte Siechenhaus im Walde, das die Bürger Augsburgs hatten erbauen lassen, von Zeit zu Zeit Lebensmittel, Arzneien und Leinwand. Die Dienstboten im Schlosse scheuten sich aber, aus Furcht der Ansteckung, diese milden Gaben zu überbringen. Nur Radegunde that es, aus innigem Mitleid mit den bedauernswerthen Kranken, bereitwillig und mit Freuden. Sie tröstete

die Kranken liebreich, bethete mit ihnen, reichte ihnen die Arznei, half ihre Wunden verbinden. Sie gedachte der Worte Jesu: „Ich war krank und ihr habt mich besucht.“ Sie dachte in diesen Kranken dem verwundeten Heilande zu dienen.

Eines Abends hatte Radegunde ihnen Lebensmittel und Leinwand zum Verbinden überbracht, und begab sich dann wieder auf den Heimweg in das Schloß. Da sah sie zwei grimmige Wölfe, dergleichen Raubthiere damals in jener waldigen Gegend nicht selten waren, auf sich losstürzen. In dieser großen Gefahr, um das Leben zu kommen, blickte sie zu Gott auf, dem Vater im Himmel, gegen dessen Willen ja kein Vögelein vom Dache fällt und umkommt; sie flehte nur um das Einzige, Gott wolle sie nicht so plötzlich und unversehens aus diesem Erdenleben hinwegnehmen; Er wolle ihr noch so viel Zeit schenken, sich auf den Tod noch mehr vorzubereiten. Sie unterließ aber nichts, was sie thun konnte, um sich zu retten. Sie bediente sich ihres leeren Korbes als eines Schildes, sich gegen die Angriffe der blutdürstigen Thiere zu schützen; sie ergriff einen Knittel, der am Wege lag, um die Ungeheuer damit zurück zu schlagen. Sie hatte einen harten Kampf zu bestehen. Sie versetzte mit ihrem kräftigen, durch Arbeit gestärkten Arm den Wölfen manchen so heftigen Streich, daß beide, einer nach dem andern, heulend die Flucht nahmen. Aber auch die heldenmüthige Radegunde war von den Zähnen der Raubthiere schwer verwundet wor-

den. Sie konnte nur mehr wenige Schritte weit gehen; sie ward ohnmächtig und blieb auf dem Wege liegen.

Als Radegunde so lange ausblieb, wurde ihre Herrschaft zu Wellenburg um sie besorgt, und schickte zwei Knechte ab, um nachzusehen, ob ihr nicht etwa ein Unglück begegnet sey. Die Knechte fanden die gute Radegunde im Walde ohnmächtig und sprachlos liegen. Einer der Knechte eilte augenblicklich zurück in das Schloß, eine Tragbahre zu holen. Radegunde wurde nach Hause getragen. In dem ganzen Schlosse entstand großer Jammer, denn die Herrschaft liebte sie gleich einer Tochter, und die Dienstboten hatten sie so lieb, als wäre sie ihre Schwester. Ein Wundarzt wurde gerufen. Er verband sie, erklärte aber ihre Wunden für lebensgefährlich.

Radegunde kam wieder zu sich und dankte Gott, daß Er ihr Gebeth erhört habe, sie nicht unvorbereitet sterben zu lassen. Sie beichtete, empfing das Brod des Lebens, und bat, ihr auch die letzte heilige Oelung zu ertheilen. Der Herr des Schlosses und seine Gemahlin trösteten sie damit, daß sie im Dienste der christlichen Liebe ihr Leben zum Opfer gebracht habe. Auch ihr war es der größte Trost, im Dienste Desjenigen ihr Blut vergossen zu haben und zu sterben, der für alle Menschen sein Blut vergossen hat und gestorben ist. Sie freute sich darauf, Ihn, an den sie glaubte, ohne Ihn gesehen zu haben, nun bald von Angesicht zu sehen. Am dritten Tage verschied sie, getrost und selig in Gott.

Die fromme Herrschaft ließ an der Stelle, wo sie von den Wölfen tödtlich verwundet worden, eine Kapelle erbauen, und ihre Leiche dort begraben.

Nach mehr als 200 Jahren war diese Kapelle sehr baufällig geworden, und dem Einsturze nahe. Allein im Jahre 1521 ließ Matthäus Lang, damals Domprobst zu Augsburg, in der Folge Erzbischof von Salzburg, die verfallende Kapelle abbrechen und an deren Stelle eine schöne Kirche erbauen. Im Jahre 1812 wurde zu Waldberg, einem Dorfe von mehr als 500 Seelen, im Landgerichte Göggingen, eine neue Kirche erbaut und dabei ein Geistlicher als Seelsorger angestellt. Die Gebeine der heiligen Radegunde wurden in dieser Kirche feierlich beigesetzt. Zum Andenken an diese Heilige wird jährlich am vierten Sonntage nach Pfingsten dort ein Fest gefeiert.

*

Die in diesem Büchlein enthaltenen Lebensbeschreibungen deutscher Frauen und Jungfrauen der christlichen Vorzeit fangen mit königlichen und fürstlichen Frauen an, und endigen mit armen Dienstmägden. Für die Welt ist, damit sie bestehen könne, der Unterschied der Stände unumgänglich nothwendig; es muß Fürsten und Unterthanen, Herren und Knechte, Frauen und Mägde geben. Allein, nachdem schon in diesem Leben, Vornehme und Geringe, ohne Unterschied ähn-

liche Leiden und Widerwärtigkeiten zu dulden haben, so macht der Tod alle gleich.

Schon in dieser Welt aber findet nach ihrem Tode eine Gleichheit anderer Art statt. Frauen und Jungfrauen, von hohem oder niedrigem Stande, an Gütern der Erde arm oder reich, wurden, wenn sie an Frömmigkeit und Tugend sich ausgezeichnet, wenn sie heilig gelebt haben, von jeher gleicher Ehre gewürdigt. Ihrem Andenken wurden, damit es immer im Segen bleibe, eigene Tage des Jahres gewidmet; mit ihren Namen werden noch jetzt, nach Jahrhunderten, Frauen und Jungfrauen benannt. Mathilde, Adelheid, Odilia, Idda, Elisabeth sind sehr gebräuchliche, auch Nothburga und Radegunde, wenigstens bei den Landleuten in Tyrol und Schwaben, keine seltene Namen. So wird das Andenken jener frommen und tugendhaften Frauen geehrt. Andere hingegen, die sich zu ihrer Zeit nur an Rang, Reichthum und Schönheit ausgezeichnet haben, und damals von der Welt hoch geehrt und bewundert wurden, sind jetzt vergessen und kein Mensch gedenkt mehr ihrer.

In jener Welt werden Alle, die nur nach Gottes Wohlgefallen, nach der Ehre, die vor Gott gilt, trachteten, Alle, die sich bestrebten, fromm und heilig zu leben, zu einer Ehre gelangen, die ihnen diese Welt nicht geben kann, zu einer Herrlichkeit, einer Seligkeit, wovon alle Pracht und Lust dieser Welt nicht einmal ein Schatten ist.

Unser Erdeleben ist nur eine Zeit der Prüfung; unsere Tugend soll hier auf Erden durch Versuchungen und Leiden geprüft und bewährt werden, wie das Gold im Feuer. Dort aber im Reiche Gottes, in dem Himmel, wo die Gerechten glänzen, gleich der Sonne, ist Allen, auch der niedrigsten Magd, so wie der höchsten Königin, das gleiche Ziel vorgesteckt, jene himmlische Krone, gegen die alle Kronen von Gold und Edelsteinen nichts sind. Denn der Apostel Jakobus versichert, daß Alle, die in der Prüfung aushalten und bewährt befunden werden, die Krone des Lebens erhalten, die Gott denen verheißen hat, die Ihn lieben.

de la H

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Deutsche Frauen der schriftlichen Vorzeit Mit einem Stahlstich

Augsburg 1849

Paed.pr. 3164
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761149-6